

**Zeitschrift für Sprache
in der deutschen Schweiz**

SCHWEIZERDEUTSCH

3/13

**Kann man Dialekte
pflegen?**

**Neue Namen- und Wörter-
bücher**

**Mundart bei der SRG und
im Lehrplan 21**

**Gertrud Burkhalter, Werner
Marti, Pedro Lenz, Barbara
Traber**

Zeitschrift für Sprache in der deutschen Schweiz 21. Jahrgang Nummer 3/2013

INHALT

Einladung zur ao. Generalversammlung des VSD	1
Editorial	2
Walter Haas, Kann man Dialekte pflegen?	3
Festansprache am 16. November 2013 in Olten	
1938–2013	
75 Jahre Bund Schwyzertütsch/Verein Schweizerdeutsch	8
Von Ruedi Schwarzenbach	
Stefan Sonderegger, Die Orts- und Flurnamen des Landes Appenzell	11
Von Ruedi Schwarzenbach	
Viktor Schobinger, züritüütsches sinoniim-wörterbuech	12
Von Ruedi Schwarzenbach	
Das neue Urner Mundartwörterbuch	13
Mundart und Hochdeutsch bei der SRG	15
Gespräch mit Mariano Tschuur	
Mundart und Standardsprache im Lehrplan 21	16
edgar euel, welche sprache soll's denn sein?	17
„Dinne u dusse“ Zu: „Moderne Prosa in der Schweiz“	19
Von Barbara Traber	
Barbara Traber, Gertrud Burkhalter (1911–2000)	20
Barbara Traber, Vo naachem u vo wytem	23
Von Jürg Bleiker	
Pedro Lenz, I bi meh aus eine	24
Von Julia Bachmann-Schwarzenbach	
Werner Marti (1990–2013)	28
Von Alfred Vogel	
Das Kreuzworträtsel	30
Dank und Ausblick	32
Zeitschrift SchweizerDeutsch 2009–2013	

IMPRESSUM

SCHWEIZERDEUTSCH setzt die Zeitschrift «Mundart. Forum des Vereins Schweizerdeutsch» fort.

Die Zeitschrift wird ergänzt durch ihre Webseite www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch

Herausgeber

Verein Schweizerdeutsch, Postfach 111, 8460 Marthalen
Alfred Vogel

Redaktion

Redaktion SchweizerDeutsch
Ruedi Schwarzenbach (rs.)
Seestrasse 610, 8706 Meilen
044 923 09 39
ruedi.schwarzenbach@swissonline.ch

Vertrieb, Abonnemente, Probehefte

Thomas Marti
Untere Hardegg 32
4600 Olten
062 296 77 80
thomarti@bluewin.ch

Erschien seit 2009 dreimal jährlich (Mai/August/Dezember)

Einzelheft: 9 Franken
Jahresabo: 27 Franken
Postkonto: 80-11147-6

Anzeigen: auf Anfrage bei der Redaktion
oder www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch

Layoutkonzept: Guido Widmer, Zürich
Korrekturat: Alfred Vogel
Druck: Druckerei W. Haderer, Unterengstringen

Die Georg und Bertha Schwyzer-Winiker Stiftung hat die Neugestaltung dieser Zeitschrift ermöglicht.

ISSN 1663-2338

SCHWEIZERDEUTSCH *beobachtet und hinterfragt* das Sprachleben der deutschen Schweiz.

EDITORIAL

«Es ist so weit. Sie haben die letzte Ausgabe von «Schweizer-Deutsch» in der Hand ...»

2

KANN MAN DIALEKTE PFLEGEN?

Die Festansprache zum 75-Jahr-Jubiläum des Vereins Schweizerdeutsch: Begleiten Sie Walter Haas nochmals auf dem spannenden Weg zur Antwort auf unsere Schlüsselfrage.

3–7

75 JAHRE BUND SCHWYZERTÜTSCH/ VEREIN SCHWEIZERDEUTSCH: EIN FAZIT

8–10

VOM APPENZELER NAMENBUCH, VOM URNER WÖRTERBUCH UND VON DEN ZÜRICHDEUTSCHEN SYNONYMEN

11–13

MUNDART BEI DER SRG UND IM LEHRPLAN 21 edgar euel, welche sprache soll's denn sein?

15–16

17

VO NAACHEM U VO WYTEM

Roger Perrets Moderne Poesie in der Schweiz, Gertrud Burkhalter und Barbara Traber

19–23

PEDRO LENZ, I bi meh aus eine WERNER MARTI 1920–2013

24–29

5 JAHRE – 15 HEFTE SCHWEIZERDEUTSCH

Dank und Ausblick

32

Einladung zur ausserordentlichen Generalversammlung des VSD

**Samstag, 15. März 2014,
17 Uhr im Lavatersaal,
Kirchgemeindehaus St.
Peter, St. Peterhofstatt 6,
Zürich**

Diese GV findet im Anschluss an das Jahresbott der Gruppe Zürich am gleichen Ort statt. Zur Teilnahme eingeladen sind alle Mitglieder der Zweigvereine und die Einzelmitglieder des Vereins Schweizerdeutsch.

Geschäfte

1. Begrüßung, Protokoll
2. Rechnung 2013
3. Zeitschrift «SchweizerDeutsch»
4. Auflösung des Vereins
gemäß Art. 10 der Statuten*
Der Vorstand beantragt mehrheitlich Auflösung, ein Minderheitsantrag verlangt Weiterführung.
5. Konsequenzen
6. Verschiedenes

*Artikel 10, Absatz 1
«Die Auflösung des Vereins wird von der Generalversammlung mit einer Zweidrittelsmehrheit der anwesenden Mitglieder beschlossen.»



Von Alfred Vogel
Präsident des VSD

Liebe Mitglieder, liebe Leserin, lieber Leser

Es ist so weit. Sie haben die letzte Ausgabe von «SchweizerDeutsch» in der Hand, jedenfalls in der bisherigen Form. Wir haben Ihnen das bevorstehende Ende bereits bei früherer Gelegenheit angedeutet. Es ist uns vor allem aus finanziellen Gründen nicht mehr weiter möglich, das Projekt unserer Zeitschrift weiterzuführen.

Ohne die Zeitschrift, was bleibt noch? An der Tagung zum 75-Jahr-Jubiläum am 16. November 2013 in Olten haben wir uns, zusammen mit Experten der Mundartliteratur und der Dialektologie, die Frage gestellt: Braucht es unseren Verein noch? Das große Interesse der Öffentlichkeit an Mundartfragen ist offensichtlich. Ob aber wir die richtige Institution sind, dieses aufzunehmen, und ob es gelingen wird, neue Leute zur Mitarbeit zu gewinnen, ist eine offene Frage.

Es sind bei dieser Generalversammlung auch drei unserer Vorstandsmitglieder zurückgetreten, nämlich Helen Christen, Luzern, Professorin in Freiburg i.Ü., Beat Dittli, Zug, Präsident der Gruppe Zugerland, und Stephan Frech, Baden, Kantonschullehrer in Winterthur. Alle drei sind kompetente Germanisten, die uns fehlen werden. Es liegt nun am verbliebenen Vorstand, in diesen Wochen das Fazit aus der Tagung zu ziehen, und es wird am 15. März 2014 Sache einer außerordentlichen Generalversammlung sein, über die weitere Existenz des Vereins bzw. über dessen Auflösung zu entscheiden. Für die Auflösung wäre eine Zweidrittelmehrheit der dannzumal anwesenden Vereinsmitglieder nötig (Mitglieder der Zweigvereine sind auch Mitglieder im Gesamtverein). Wer sich aber für eine Weiterexistenz stark machen möchte, müsste sich bewusst

sein, dass es dazu neue Kräfte braucht. Melden Sie sich also bei uns für diese Aufgabe, oder animieren Sie andere, sich zu melden.

Die Frage des Fortbestandes hat sich schon vor Jahren gestellt. Nachdem mein Vorgänger sein Amt überraschend niedergelegt hatte, ruhte die Tätigkeit des Vereins während einigen Jahren weitgehend. Ich übernahm, obschon kein Fachmann in Dialektologie, das Präsidium im Jahr 2008. Und siehe da, die Vorstandsmitglieder ließen sich wieder aktivieren, und vor allem gelang es, das bisherige Mitteilungsblatt zu einem Fachorgan auszubauen und damit unsere Hauptaufgabe prominent wahrzunehmen. Dies haben wir weitgehend unserem Redaktor Ruedi Schwarzenbach zu verdanken. Mit seinem reichen Fachwissen und mit großem zeitlichem Aufwand hat er fünf Jahrgänge der Zeitschrift zusammengestellt und herausgegeben, die allgemeine Anerkennung fanden. Wenn nun heute doch die Finanzen für deren Weiterführung fehlen, so hat das damit zu tun, dass die erhofften Fördergelder ausgeblieben sind und dass es nicht gelungen ist, im angespannten Medienbetrieb genügend Neuabonnenten zu gewinnen.

Die Jahresversammlung in Olten diene der grundsätzlichen Besinnung über eine mögliche Zukunft. Weitermachen oder aufhören? An der kommenden außerordentlichen Mitgliederversammlung (siehe Einladung auf Seite 1) soll nun also entschieden werden. Der Entscheid liegt bei Ihnen. Halten Sie sich das Datum frei, kommen Sie am 15. März nach Zürich.

NB. Die Zweigvereine des VSD sind autonome Vereine, sie werden von einem allfälligen Entscheid zur Auflösung des Dachvereins nicht betroffen.

Walter Haas

Kann man Dialekte pflegen?

Festvortrag am 16. November 2013 in Olten

Meine Damen und Herren,
Der Oltener Schriftsteller Pedro Lenz meinte kürzlich in einem Interview:

«Man muss die Sprache nicht pflegen, weil sie nämlich nicht krank ist.»

Das passt ganz gut zu dem, was ich heute sagen möchte. Aber während Lenz sicher ist, dass man die Sprache *nicht* pflegen *müsse*, bin ich nicht sicher, ob man die Sprache überhaupt pflegen *könne*.

Das ist etwas genierlich. Denn die Pflege der Mundart steht schon 1938 im Aufruf zur Gründung unseres Vereins, der dort «Bund zur Pflege der schweizerdeutschen Dialekte» genannt wird. Mundartpflege ist somit sozusagen die *raison d'être* dieses Vereins, dem ich seit über 40 Jahren angehöre. Der Aufruf formuliert sogar, was man unter «Pflege» zu verstehen habe: «Besseres und mehr Schweizerdeutsch».

Das ist noch genierlicher, denn kaum begonnen, habe ich bereits gegen die Forderung «Mehr Schweizerdeutsch!» verstossen. Ich hätte definitiv anders beginnen sollen, vielleicht mit:

Mini Daamen und Herre!

Aber entspricht diese Formulierung auch der Forderung nach besserem Schweizerdeutsch? Hätte ich nicht eher sagen sollen:

Liebi Frauen und Manne!

Diese Anrede wäre «schweizerdeutscher», ich bringe sie nur nicht über die Zunge und habe meine Gründe dafür. Und den Vortrag selber halte ich nicht auf Luzerndeutsch aus reiner Bequemlichkeit des Gewohnheitstiers, das mehr Schwächen hat als Prinzipien.

In den aktuellen Statuten unseres Vereins ist nicht mehr von «besserem» Schweizerdeutsch die Rede, wohl aber noch von der Förderung des Ansehens und des Gebrauchs der Mundarten – und von ihrer Pflege. Damit ist das bessere Schweizerdeutsch doch präsent. Denn Sprachpflege meint ein Bemühen um gute Sprache. Das ist uns allen klar, weil wir wissen, was die Alltagssprache unter «Pflege» versteht: Wenn wir Kranke pflegen, dann helfen wir ihnen, von einem schlechten Gesundheitszustand zu einem bessern zurückzufinden, und was einen schlechten Gesundheitszustand von einem guten unterscheidet, wissen wir ebenfalls, weil wir alle schon einmal krank gewesen sind. Möbel pflegen wir gar prospektiv mit Terpentin und Bienenwachs, damit sie nicht in einen schlechten Zustand geraten.

Die Metapher ist einsichtig, aber kann man Sprachen pflegen, wie man Möbel und Menschen pflegen kann?

Das muss man doch bezweifeln. Aber nicht, weil die Sprache nicht «krank» ist, sondern weil sie weder ein Mensch noch ein Ding ist. Die Sprache existiert nur in unsern Köpfen. In unsern Köpfen in der Mehrzahl, weil wir Sprache mit andern Menschen teilen, sonst nützte sie uns wenig – Sprache ist geteiltes Wissen. Wir haben die Sprache auch nicht selber gemacht, sondern haben sie von andern gelernt – Sprache ist tradiertes Wissen. Wer sagt, er wolle die Sprache pflegen, sagt eigentlich, er wolle in das tradierte und geteilte Sprachwissen eingreifen. Wenn er nur das Wissen in seinem eigenen Kopf meint, dann ist das seine Sache. Aber es wäre ein witzloses Bemühen: Wer vergisst, dass Sprache geteiltes Wissen ist, der endet in sprachloser Einsamkeit wie der alte Mann in der Erzählung des Olteners Peter Bichsel.

«Schlechte Sprache ist die Sprache der andern,
was gute Sprache sei,
ist damit noch nicht definiert.»

Deshalb wollen Sprachpfleger und Sprachpfelegerinnen die Sprache auch in den Köpfen der andern verändern. Deshalb neigten sie früher zur Gründung von Vereinen, heute füllen sie Sporthallen mit Veranstaltungen, in denen sie sich über Anderssprechende lustig machen – gottlob ist schlechte Sprache immer die Sprache der andern. Den besonders Begabten gelingt es, Einfluss auf Erziehungsbehörden und Lehrpläne zu gewinnen und die Minuten festzuschreiben, während denen man im Kindergarten Zürichdeutsch sprechen darf, kann oder muss.

Schlechte Sprache ist die Sprache der andern, was gute Sprache sei, ist damit noch nicht definiert. Die «Leute» machen es sich einfach. Sie meinen, gut sei, was und wie es im Duden steht. Schlecht sei, was der Duden nicht kennt. Diese Auffassung ist gar nicht so blöd, denn sie ist anwendbar – allerdings nicht auf die Mundarten, für die es keinen Duden gibt. Ich könnte jetzt böse formulieren, dass unser Verein es nicht von ungefähr immer für einen seiner wichtigen Zwecke gehalten hat, Grammatiken und Wörterbücher der Mundarten, Wegweiser zur guten Mundart, zu erarbeiten. Die Gründer glaubten, den Mundarten könnten und müssten die gleichen Wohltaten erwiesen werden, die man den Schriftsprachen zugute kommen lässt.

Die Gründer verrieten damit, dass sie mehrheitlich Linguisten und Linguistinnen waren. Gemäss dem Credo ihrer Zunft wollten sie keinen prinzipiellen Unterschied zwischen Sprache und Mundart anerkennen, aber genau an der Frage der Wörterbücher sieht man, dass sie damit *nicht* ganz recht hatten: Bei Sprachen muss man in Büchern nachschlagen, was richtig ist, bei Mundarten darf man sich ausdrücken, wie man es für richtig hält – bis man korrigiert wird.

Aber das geschieht Erwachsenen selten, und wenn es geschieht, kümmern sie sich kaum darum.

Es ist denkbar, dass viele die Mundarten mögen, weil sie sich im Mundart-Chat in einem korrekturefreien Raum wähen. Wenn dem so wäre, dann würden Wörterbücher und Grammatiken die Mundarten eher schädigen – falls man ihre Beachtung vorschreiben könnte. Solange man das nicht kann, sind zumindest die Wörterbücher sehr beliebte Werke, die vielleicht sogar hie und da das Sprechen der Menschen beeinflussen können. Verfasser von Mundartwörterbüchern haben alles Interesse daran, dass ihre Werke *nicht* zu obligatorischen Lehrmitteln werden.

Das Problem, was gute Mundart sei, ist damit natürlich noch nicht gelöst. Schliesslich müssen auch die Lexikologen und Grammatiker und Dichter irgendwoher wissen, was gute Mundart sei, damit sie dieses Wissen propagieren können. Vor vielen Jahrzehnten hat man geglaubt, das Wichtigste sei, «nid öppe gägem Schriftdütsch übere helte», wie Emil Balmer es formuliert hat: Der Abstand zur Schriftsprache ist also wichtig, und vor allem darf die Mundart kein «abscheulicher Mischmasch» sein, sie muss rein verwendet werden. «Rein» bedeutet die Abwesenheit von Schmutz, bei der Mundart die Abwesenheit von Schriftsprachlichem. Emil Balmer, der kein Oltener war, würde dem zustimmen, und ich ertappe mich dabei, der gleichen Sichtweise zuzuneigen, denn leider scheint es keine positive Definition von «rein» zu geben. Aber wollen wir wirklich, und sei es auch nur metaphorisch, die Schriftsprache mit Schmutz gleichsetzen?

Gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts schrieb ein Dichter auf die Titelseite seines Bändchens, die Gedichte seien «in reiner und Volkssprache» verfasst.

«Oder darf man in der Mundart nur sagen,
was Tausende andere
schon vorher tausendmal gesagt haben?»

Nicht wenige seiner Zeitgenossen freuten sich damals auch darüber, dass die Schweizer und Schweizerinnen die schlimmsten «Fehler» ihrer Mundarten zu vermeiden gelernt hätten und immer «reiner» sprächen. Erstaunt stellen wir fest, dass diese alten Sprachfreunde Reinheit der Sprache als *Abwesenheit von Mundart* auffassten und sogar der Meinung waren, das Adjektiv «rein» könne nur auf die Schriftsprache angewandt werden, die «Volkssprachen» seien *eo ipso* unrein.

Diese Umwertung hat in verunsichernd kurzer Zeit stattgefunden, und die «reine» Mundart ist schon wieder etwas in Verruf geraten, seit Kurt Marti und Mani Matter von «Umgangssprache» und nicht mehr von «Mundart» zu sprechen begannen. Ganz offensichtlich begriffen sie die «reine» Literatendumart als Kunstkonstrukt, das nur über sprachpflegerische Eingriffe gefertigt werden kann. «Reine Mundart» wird höchstens im Munde von *Tootemügerlis* lebendig – wenn ich an dieser Stelle dieses Wort äussern darf, denn Wort wie Sache hat Franz Hohler, schon wieder ein Oltener, bekanntlich frei erfunden. Und einen Plural von Diminutiven und gar noch einen auf -s gibt es im Schweizerdeutschen nicht.

Was aber heisst da «gibt es nicht»? Ich habe die Konstruktion auch schon gehört und eben selber ausgesprochen, also bestehe ich darauf, dass es sie gibt. Oder darf man in der Mundart nur sagen, was Tausende andere schon vorher tausendmal gesagt haben? Soll sie in eine Zwangsjacke gesteckt werden? Und überhaupt: Hat gute Mundart etwas mit traditioneller Mundart zu tun?

Natürlich. Da Sprache tradiertes Wissen ist, ist in aller Sprache die Tradition allgegenwärtig. Schon aus

Gründen des Funktionierens tun wir gut daran, die Tradition zu achten. Doch solange sie im Grossen eingehalten wird, können wir sie im Kleinen auch durchbrechen, unterlaufen, verändern. Auch was das Wort *Tootemügerli* bedeuten könnte, das es traditionell nicht gab, ahnen wir aufgrund der traditionellen Wortbildungsmuster und aufgrund unserer Fähigkeit, in Texten passende Inhalte zu unerhörten Formen zu denken.

Sprache ist auf Tradition angewiesen. Und Sprache ist auf Durchbrechung der Tradition angewiesen, denn keine Situation, die wir sprachlich bewältigen müssen, ist identisch mit einer früher bewältigten. Sie kann folglich nicht auf identische Weise bewältigt werden. Die Durchbrechung der Tradition schenkt uns die Gelegenheit, selber denken zu dürfen. Es ist eine ernsthafte Frage, ob so zu sprechen, wie unsere Grosseeltern sprachen, tatsächlich der Tradition entspreche und nicht im Gegenteil die Sprachtradition unterbreche. Sprache hat zwar mit Tradition zu tun, aber Tradition macht noch keine Sprache.

Gute Sprache machen die Sprechenden und die Hörenden miteinander. Wir können nicht absolut und zum Voraus erklären, was gute Sprache sei, es ergibt sich aus der Wirkung, die eine Sprachfigur erzeugt, und durch die Aufnahme, die sie findet. Beides hängt von dem ab, was im Moment von gewissen Gruppen als gut aufgefasst und erwartet wird. Es handelt sich um ästhetische Urteile, und ästhetische Urteile hängen stärker von sozialen Bedingungen und historischen Notwendigkeiten ab, als den Ästheten lieb ist. Nur so kann man erklären, warum vor 200 Jahren Mundart, die der Schriftsprache nahe stand, als besonders gut empfunden wurde, heute aber als «abscheulicher Mischmasch» verurteilt wird.

«Niemand kann uns verbieten,
wie ein Tagelöhner aus Gotthelfs Zeiten zu sprechen
oder wie eine Moderatorin von Glanz und Gloria.»

Dass alle Sprachpflege von gesellschaftlichen Ideologien und Meinungen abhängt, das haben die Gründer des Bund Schwyzertütsch gewusst. Deshalb haben sie die Mundartpflege explizit in den Dienst der Geistigen Landesverteidigung gestellt, die in den Dreissigerjahren nicht nur eine offizielle Doktrin, sondern auch eine politische Notwendigkeit war. Die Gründer unseres Vereins stammten vorwiegend aus akademischen Kreisen. Mehr als die Pflege des Schweizerdeutschen lag ihnen die Bekämpfung der *Schwizer Sprachbiwegig* Emil Bärs (1884-1945) am Herzen.

Bärs *Sprachbewegung* war linguistisch radikaler, indem sie aus den vielen Dialekten eine einzige Standardsprache machen wollte, und sie war politisch radikaler, indem ihr Begründer immer extremer nationalsozialistisches Gedankengut vertrat. Bärs Alemannisch sollte der völkischen Einheit der Deutschschweiz innerhalb des Deutschtums eine Persönlichkeit verleihen. Den Bewegten sollte es eine Agitationssprache zur Verfügung stellen, die dem Volke näher war als die Schriftsprache. Ihr linguistisches Modell entsprach den eingeschliffenen Vorstellungen, wonach die Sprech- und die Schriftsprache einer Nation möglichst «gleich» sein sollten. Bärs simple «abendländische» Lösung wollte den soziolinguistischen Sonderfall der Deutschschweizer Diglossie beseitigen. Dass hier die Rede vom «Sonderfall» für einmal berechtigt ist, erleben alle, welche das Funktionieren der Diglossie anderssprachigen Nachbarn zu erklären versuchen und dabei feststellen müssen, dass dort sogar Linguistinnen und Linguisten nicht wirklich begreifen, dass gebildete Menschen mit ihren Kollegen Dialekt sprechen können. Bärs Lösung hätte dem banalen europäischen Men-

schenverstand besser entsprochen, und sie konnte für eine Weile auch Sprach-*freaks* faszinieren, die sich für das *language engineering* begeisterten.

Der Bund Schwyzertütsch hat es auf sich genommen, das historisch gewachsene, aber schwer vermittelbare Deutschschweizer Arrangement von Mundart und Standardsprache zu verteidigen. Es ging ihm vor allem darum, die Diglossie am Leben zu erhalten, indem er gegen Versuche antrat, die Gebrauchsdomänen der Mundart einzuschränken – sei es zu Gunsten der Hochsprache oder aber zu Gunsten einer Kunstsprache. In dieser Beziehung ist die Entwicklung ganz in seinem Sinne verlaufen. Sicher nicht aufgrund seiner Arbeit allein, aber er war ein Rädchen im Gesamtgeschehen.

Rädchen sein ist auch das höchste, was sich Sprachfreunde erhoffen können. Denn gottlob gehört die Sprache, auch die Mundart, nicht einem Sprachverein, sondern den Sprechenden. Niemand kann erwarten, dass alle die gleichen Ausdrucksweisen gut finden. Auf der Seite der Mundart gibt dies jedem von uns das Recht, *seine* Vorstellungen von guter Mundart zu verwirklichen: Niemand kann uns verbieten, wie ein Tagelöhner aus Gotthelfs Zeiten zu sprechen oder wie eine Moderatorin von «Glanz und Gloria». Niemand aber kann es uns auch befehlen. Auf der Seite der Mundarten hält sich die Bevormundung der Sprecher noch in Grenzen. Mundarten sind Sprachen in relativer Freiheit, sie haben keinen Duden, und wo sie ein Wörterbuch haben, kann niemand die Leute zwingen, sich danach zu richten. Klagen über den Mundartgebrauch der Jungen sind der beste Beweis für die Freiheiten, die diese Idio-me denen gewähren, die sie in Anspruch nehmen. Nur die Bedingungen der Verständigung und des

*«Sprache muss man brauchen,
nur der Gebrauch erhält die Sprache,
und wer sie so braucht,
dass viele Leute Gefallen daran finden,
der pflegt sie.»*

Gruppenzusammenhalts setzen der Freiheit Grenzen – recht scharfe Grenzen offenbar, da sie nach wie vor zu gut erkennbaren Mundarten führen. Es könnte ja sein, dass die Melkgefässe und ihre Namen an Vielfalt einbüssen, aber auch die Zahl derjenigen, die sie noch verwenden, dürfte gegen Null tendieren. Es könnte ja sein, dass die jungen Walliser weniger eigentümlich sprechen als ihre Eltern. Aber das merken wir nur, weil sie dafür ihre Mundart heute auch mit uns Ausserschweizern sprechen und die gleichen modernen Inhalte wie wir zu besprechen haben.

Pflege der Form der Mundart ist möglich und unmöglich zugleich. Weil wir alle das Recht haben, unsere Vorstellung von guter Mundart zu verwirklichen, haben wir auch die Möglichkeit, den Sprachgebrauch anderer zu beeinflussen. Der Erfolg der volkstümlichen Mundartwörterbücher zeigt, dass viele willens sind, sich beeinflussen zu lassen: Insofern ist Mundartpflege möglich. Da wir aber alle das gleiche Recht haben und weil wir alle erst noch bequem sind, konterkarieren wir uns wirkungsvoll: Mundartpflege ist praktisch unmöglich – und im Interesse der freien Sprache wenig wünschenswert.

Wünschenswert und möglich bleibt der Kampf für die Gebrauchsdomänen der Mundarten. Einige besorgte Lehrer des Volkes halten die Dialekte für eine «ungeheure, durcheinander wogende Wolkenmasse» und führen den Dialektgebrauch auf einen «kitschigen», ja gar «undemokratischen Kult» zurück. Solchen Pointen des Feuilletons zu widersprechen wäre so reizvoll wie unnötig, sie erledigen sich von selbst. Weniger reizvoll, aber höchst nötig ist dagegen der Widerstand gegen blindwütige Erziehungsbürokratien. Hier läge ein Betätigungsfeld für einen Verein wie den unsern, auch wenn die Gefahr

des Beifalls von der falschen Seite nicht unterschätzt werden darf.

Auf die Geistige Landesverteidigung brauchen wir uns nicht zu stützen, auch nicht auf die *Swissness*, ausgedrückt in Prozentanteilen einheimischer Bestandteile. Der Bund Schwyzertütsch hat von Anfang an ein effizienteres Mittel der Sprachpflege auf seine Fahnen geschrieben: Sprache muss man brauchen, nur der Gebrauch erhält die Sprache, und wer sie so braucht, dass viele Leute Gefallen daran finden, der pflegt sie.

Und ja: Pedro Lenz hat unrecht mit seiner Behauptung, man müsse die Sprache nicht pflegen. Er kann ja selber nicht daran glauben, sonst würde er keine Texte schreiben, in denen jede Zeile das Gegenteil beweist.

1938–2013

75 Jahre Bund Schwyzertütsch/Verein Schweizerdeutsch

Einleitung zur Jubiläumsveranstaltung vom 16.11.2013 in Olten

AUS DEM GRÜNDUNGS AUFRUF 1938
«Schwyzertütsch», der «Bund zur Pflege der schweizerdeutschen Dialekte», will besseres und mehr Schweizerdeutsch und stellt sich damit in den Dienst der Geistigen Landesverteidigung.

AUS DEN SATZUNGEN 1984
Der Bund Schwyzertütsch hat den Zweck, die Kenntnis, die Pflege, das Ansehen und den Gebrauch der schweizerdeutschen Dialekte zu fördern.

AUS DEN STATUTEN 1991
Der Verein Schweizerdeutsch hat den Zweck, die Kenntnis, die Pflege, das Ansehen und den Gebrauch der schweizerdeutschen Dialekte zu fördern sowie ein zeitgemäßes Mundartverständnis im Rahmen der Diglossiesituation (Zweisprachigkeit: Standardsprache und Mundarten) zu stärken.

Im Heft 2/13 dieser Zeitschrift findet sich auf Seite 8 eine umfassendere Übersicht über die Zielsetzungen und Tätigkeitsbereiche der Vereinigung in den Jahren 1938, 1984 und 1991.

Von Ruedi Schwarzenbach

Von einem «Daseinskampf des Schweizerdeutschen» war 1931 die Rede, als Robert von Planta in der NZZ seine Beurteilung der Lage vorlegte. Er schlug die Gründung einer mundartpflegerischen Vereinigung vor und schloss mit der besorgten Frage: «Wer geht ans Werk?»

Ans Werk gingen ein Publizist und ein Linguist: Adolf Guggenbühl, Herausgeber und Redaktor des «Schweizer Spiegels», und Eugen Dieth, Anglist und Phonetiker an der Universität Zürich.

Ihre Plattform war die Gruppe Zürich der Neuen Helvetischen Gesellschaft, unterstützt

- von der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft,
- von der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz, mit welcher der Bund Schwyzertütsch in der Folge jahrzehntelang eng zusammenarbeitete,
- von der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz,
- von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde,
- von den Freunden Schweizerischer Volksbildungsheime,
- von der Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur und von der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich.

Gegründet wurde so am 15. Mai 1938 im Zunfthaus zur Waag in Zürich ein bildungsbürgerlicher «Bund», eine Art IG oder Aktionskomitee im Dienste der Geistigen Landesverteidigung – im gleichen Jahr, in dem das Rätoromanische vom Volk zur vierten Landessprache erklärt wurde.

Noch sind alle eben genannten Vereinigungen am Werk – auch der Bund Schwyzertütsch, nur mit einem anderen Namen, einem revidierten Zweckparagrafen, einem engeren Wirkungsfeld und – geschrumpft und überaltert.

Daniel Erich Weber hat in seiner Dissertation über die Sprach- und Mundartpflege in der deutschsprachigen Schweiz die Mundartbewegung der 1930er Jahre dargestellt und ist 1984 zum Fazit gekommen, «dass die immense Arbeit der Mundartpflege bisher nur von einem eng begrenzten Kreis von Mundartliebhabern wahrgenommen» wurde.

Von denen, die für diesen kleinen Kreis den Karren zogen und schoben, seien hier Jacques M. Bächtold, Didaktiker am Zürcher

*Sprachpolitisches war die treibende Kraft der ersten Jahre:
«Mit der Mundart steht und fällt unsere deutsch-schweizerische Eigenart»,
hiess ein geflügeltes Wort von Bundesrat Emil Welti.*

Oberseminar, und Rudolf Trüb, Redaktor am Schweizerdeutschen Wörterbuch und am Sprachatlas der deutschen Schweiz, genannt. Bächtold steht für die Verbindung zur Schule und zur Mundartliteratur, Trüb für die Brücke zur Mundartforschung mit ihren beiden grossen Grundlagenwerken.

Bächtold schrieb die Geschichte der ersten 25 Jahre, Trüb jene der ersten 50 Jahre. Sein Rechenschaftsbericht von 1988 über Ziele, Wege und Mittel der Mundartpflege ist im Heft 2/13 unserer Zeitschrift **SCHWEIZERDEUTSCH** abgedruckt, zusammen mit dem Gründungsaufwurf von 1938, mit einer Übersicht über die Zielsetzungen und Tätigkeitsbereiche der Vereinigung und mit Streiflichtern auf diese verschiedenen Wirkungsfelder. Daten und weitere Ergänzungen finden sich auch auf unserer Webseite, wenn auch noch nicht so vollständig, wie vorgesehen.

Bevor Walter Haas der Frage nachgeht, ob man Dialekte überhaupt pflegen könne, rufe ich in der gebotenen Kürze in Erinnerung, was in den 75 Jahren von Bund und Verein Schweizerdeutsch geleistet worden ist: ganz Erstaunliches, fast ganz in der Stille.

Sprachpolitisches war die treibende Kraft der ersten Jahre: «Mit der Mundart steht und fällt unsere deutsch-schweizerische Eigenart», hiess ein geflügeltes Wort von Bundesrat Emil Welti.

Ein anderes stammt von Nationalrat Armin Meili, dem Architekten der Landesausstellung 1939: «... der schweizerdeutschen Sprache wohnt eine ungeheure Kraft inne. Vielleicht hat sie uns in den unheilswangeren Jahren der Nazizeit mehr geschützt als unsere Festungswälle.»

Mit solcher ideologischer Autorität rief der Bund Schwyzertütsch nach «Mehr Schweizerdeutsch» und «Besserem Schweizerdeutsch».

Mit «Mehr Schweizerdeutsch» versuchte man auf der Ebene des Sprachverhaltens die Verwendung von Mundart und Hochdeutsch zu steuern. Freilich mit deutlich weniger Erfolg, als er 30 Jahre später der Antiautorität der 68er beschieden war, welche die Mundartwelle der 70er Jahre auslöste. Gar nicht zur Freude des Bundes Schwyzertütsch, welcher mit dem Ruf nach «mehr Mundart» die Devise «bessere Mundart» verband.

«Bessere» Mundart setzt Massstäbe voraus: Was ist gut? Was ist schlecht? Was ist angemessen, was unangemessen?

Als Masssystem werden Normen angerufen. 1948 veröffentlichte der Schweizer Spiegel Verlag die *Zürichdeutsche Grammatik* von Albert Weber mit dem programmatischen Untertitel «Ein Wegweiser zur guten Mundart». Ihr folgte 1961 das *Zürichdeutsche Wörterbuch* «für Schule und Haus».

Damit eröffnete der Bund Schwyzertütsch die Reihe «Grammatiken und Wörterbücher des Schweizerdeutschen in allgemeinverständlicher Darstellung», die 1994 mit einem Pionierwerk der Sprachinhaltsforschung, dem Urner Sachwörterbuch «Landschaft zwischen Wildi und Zäämi» von Felix Aschwanden als Band 13, vorläufig abgeschlossen wurde.

Dieses bedeutendste Unternehmen unserer Vereinigung ist zugleich eine Manifestation des Lobes der Dialektvielfalt, die ebenfalls zu den Stereotypen der Mundartbewegung gehört: «Vielfalt in der Einheit», Binnengliederung der Sprachlandschaft. Zum Zuge kommen in dieser Reihe neben dem Zürich- und dem Zugerdeutschen Dialekte aus Basel, Luzern, Uri, Davos, dem Rheinwald, dem Simmental und der Landschaft Baden.

Von «Daseinskampf» ist längst nicht mehr die Rede, im Gegenteil: dem Schweizerdeutschen geht es heute besser denn je.

Deutlich ist allerdings zu erkennen, wie sich zwischen dem ersten Band von 1948 und dem letzten von 1994 die Zielsetzung verlagert: von der Norm zur Deskription, vom Vorbild zum Abbild, von der Moral zur Einsicht.

Nicht dass es in den Dialekten keine Normen und Regeln gäbe – sie werden aber weniger gesetzt, als tradiert und gelebt, im steten Gebrauch weiter entwickelt – und reflektiert.

Deshalb hiess der Leitsatz für die letzten fünf Jahrgänge unserer Zeitschrift: «SCHWEIZERDEUTSCH beobachtet und hinterfragt das Sprachleben in der deutschen Schweiz.»

Die über 50 Jahrgänge der Mitteilungsblätter in ihren verschiedenen Formen mit wechselnden Namen werden gegenwärtig digitalisiert und zusammen mit den Registern auf unserer Webseite zugänglich gemacht. Sie zeigen eindrucklich, in welcher Breite, mit welcher Kompetenz und mit welcher Aufmerksamkeit der Bund Schwyzertütsch/Verein Schweizerdeutsch das Feld der Mundartpflege im weitesten Sinn beackert hat.

Besonders wichtig ist die Fülle der Beiträge über Mundartliteratur. Neuerscheinungen sind regelmässig vorgestellt und besprochen worden, Grundsatzfragen hart diskutiert.

Ebenso regelmässig und qualifiziert waren die Einblicke in die dialektologische Forschungsliteratur.

Mit dem Leitfaden *Schwyzertütschi Dialäktschrift* von Eugen Dieth stellte der BST schon sehr früh eine wichtige Hilfe zur Verfügung.

Die Sprachstelle diente und dient als Briefkasten für Auskünfte und Textberatung. Schweizerdeutschkurse gehören zum Angebot vor allem der Zweigvereine.

Kritisch verfolgte die Vereinigung von Anfang an die Entwicklung des Mundartgebrauchs bei Radio und Fernsehen. Als Zeichen vergab sie Ende der 80er Jahre einen Anerkennungspreis für die Sendung «Schweiz aktuell».

Viel Echo fand in den letzten Jahren die Frage von Mundart und Hochdeutsch im Kindergarten und in der Schule. Das Ziel, auf die Bedeutung und die Funktion der beiden Varietäten für den Spracherwerb und das Sprachleben Rücksicht zu nehmen, ist mit dem neuen Lehrplan 21 näher gerückt.

Wie viel freilich die Mundartpflege, wie sie von Bund Schwyzertütsch und Verein Schweizerdeutsch nun 75 Jahre getragen worden ist, zur Stellung und Bedeutung des Schweizerdeutschen in unserem Sprachleben grundsätzlich beigetragen hat, lasse ich dahingestellt. Von «Daseinskampf» ist längst nicht mehr die Rede, im Gegenteil: dem Schweizerdeutschen geht es heute besser denn je.



Stefan Sonderegger Die Orts- und Flurnamen des Landes Appenzell

rs. 1951 begann Stefan Sonderegger mit der wissenschaftlichen Sammlung der Appenzeller Namen. Sie erfasste sowohl das lebende Namenmaterial durch Erhebungen bei Gewährspersonen in den Gemeinden als auch eine umfassende Aufarbeitung der ungedruckten historischen Quellen in den Gemeindearchiven, im Landesarchiv Appenzell Innerrhoden und im Staatsarchiv Appenzell Ausserrhoden. Dazu kamen Auszüge aus gedruckten Quellen. Diese Stamm-Sammlung umfasste 1957 7'000 lebende Namen, 3'000 Namen, die noch im 19. Jh. gebraucht wurden, und über 40'000 historische Belege.

1958 erschien Sondereggers Dissertation *Die Orts- und Flurnamen des Landes Appenzell. Band 1: Grammatische Darstellung*. Sie wurde zu einem wichtigen Handbuch der Ortsnamenforschung im alemannischen Raum. Als Band 2 sollte ein Historisches Ortsnamenbuch und später eine Darstellung der Namenlandschaft im Sachzusammenhang, unter Einbezug der Siedlungs-, Agrar- und Naturgeschichte, der Volks- und Heimatkunde folgen.

2013 nun haben Stefan Sonderegger und seine Mitarbeiter mit den drei Bänden der Orts- und Flurnamen des Landes Appenzell die Ziele umfassend und aufs schönste erreicht. An der Buch-Vernissage in der vollbesetzten Grindel-Aula in Appenzell liess es sich der Altmeister nicht nehmen, in seiner unvergleichlichen Art in das Gefüge der Orts- und Flurnamen des Landes Appenzell einzuführen. Was er anhand von Karten und schematischen Darstellungen über dessen typologische Vielfalt, die geschichtlichen Etappen der Namengebung, über kennzeichnende Geländennamen und über das Gewerbe und Einzelpersonen als Namengeber ausführte, ist auch Gegenstand der Einführung im ersten Band. Eugen Nyffenegger hat sie mit einem Abriss der Appenzeller Namenforschung von 1844–2012 ergänzt.

Gringel

Appellativ GRINDEL: 'bei der Sperrvorrichtung, Wassersperre, Talsperre'.

GRINDEL zu ahd. *grintil* stm. 'Riegel, (Quer)balken, Querstange; Barrikade; Deichsel, Pflugbaum', mhd. *grindel*, *grintel* stm. 'Riegel'; schwzdt. *Grendel*, *Grindel* m. 'Riegel; äusseres Gatter am Stadttor; Sperrbalken im Palisadenwerk; Pflugbaum, Pflugbalken'. Für die entsprechenden Flurnamen geht die Forschung oft von natürlichen Taleingängen und Talsperren aus. Sicher sind aber vielfach auch eigentliche GRINDEL, d.h. künstliche Sperrvorrichtungen aller Art, auch Wassersperren gemeint.

Zum Lautwandel *-nd-*, *-nt-* > *-ng-* vgl. *Ringl* für *Rheintal*; *Bärstang* < **Bärstand* (Rehobel) (SONDEREGGER BSM8 436). Im vorliegenden Fall kann ausserdem noch Fernassimilation (Anpassung an den Anlaut G-) postuliert werden.

GRIMM9 372f.; ID2 757ff.; LSG 413; SONDEREGGER BSM8 78, 436f.; SPLETTL.1 326.

Ein Namen-Artikel wie «Gringel» erklärt die Entwicklung der Bedeutungen und Formen des Wortes «Grindel» seit dem Althochdeutschen, diskutiert den Lautwandel von *-nd-* zu *-ng-* und verweist auf die Forschungsliteratur.

Stefan Sonderegger: Die Orts- und Flurnamen des Landes Appenzell. Herkunft und Bedeutung der Orts- und Flurnamen des Landes Appenzell. In Zusammenarbeit mit Eugen Nyffenegger (Projektleiter), Katharina Koller-Weiss, Stefan Würth. Herausgegeben von der Appenzellischen Gemeinnützigen Gesellschaft. Band 2.1: Einführung und Historisches Namenlexikon A–G. Band 2.2: Historisches Namenlexikon H–Q. Band 2.3: Historisches Namenlexikon R–Z und Register. Frauenfeld 2013, Verlag Huber. 3 Bände, 2244 Seiten, gebunden. CHF 98.00. ISBN: 978-3-7193-1583-2.



wie men au cha säge züritüütsches sinoniim-wörterbuech zämegsuecht und zämegschelt vom Viktor Schobinger

Von Ruedi Schwarzenbach

Waas isch es sinoniim?

Gnau gnaa sind sinoniim nu wörter, wo s tuffetgleich hässed: charesalbi **und** wagenschmier†, grindwee und chopfwee. Aber vilicht schtimt d schtiilebeni nöd. Dänn git s wörter, wo èèndlechi bedüütige händ: under ggweer *cha me* schtutzer, karabii-ner, schturmggweer, langggweer u. è. underbringe.

Im zwiifel han i lieber es wort zvil uufggnaa als zwenig: vilicht holt s ja us em hinderchopf s richtig wort für d idee, wo men im chopf hät.

liilache (s) † ↑bettwösch (liintuech)

▣ liilache schneie † ↑schneie (i groosse flocke)

liim chlääb†, chläbi, chlöibi, chlöib†, licki†, gumi, chläbschtoff, määlbappe†; (us schtèrchi/wasser:) chäischer; (buechbinder:) bappe; (wäberchlöibi zum glette vo de chettfäde:) schlicht†; (chläberige:) haarzete; (für fäischer-schübe:) chitt, chütt†; (zum s fasstüürli s moscht-/wü-fass iisetze:) fasschitt, tüürlichstrüchi; (zum boue:) zímánt, gips, ips† ▶ ↑chläberig ↑schlichte†
▣ öppertem uf de liim chrüüche/gaa ↑ineflüüge • us em liim gaa/gheie ↑kabuttgaa • vole liim ↑chläberig

liime ↑broschiere ↑chlöibe

liimes (de) ↑schutzwall

liimruete † ↑d fale (ruete mit liim draa zum vögel fange)

züritüütsch. wie men au cha säge. züritüütsches sinoniim-wörterbuech, zämegsuecht und zämegschelt vom Viktor Schobinger. zwee bänd. Züri 2013, Schobinger-Verlaag. CHF 50.- ISBN: 978-3-908105-71-8.

35 Jahre lang hat Viktor Schobinger gesammelt, geordnet und aufbereitet, jetzt liegt sein zürichdeutsches Synonym-Wörterbuch mit 60'000 Wörtern in zwei Bänden vor. Ein spannendes Unterfangen, es auf gut Glück aufzuschlagen, zum Beispiel beim Wort **liilache**, und dann mit Hilfe der Erklärungen in der Einleitung aufzulösen, was der Wörterbuchmacher aus seiner Datenbank herausgeholt hat: sächlich ist *liilache*, aber ein veraltetes Wort [†]. Eine ähnliche Bedeutung hat *bettwösch*, genauer *liintuech*: auf solche Stichwörter verweisen die senkrechten Pfeile [†].

Verschiedene – teils veraltete, teils aktuelle – Synonyme hat das Wort **liim**. Einzelne sind spezifiziert nach Zusammensetzung (Stärke mit Wasser), Konsistenz (klebrig), Verwendung (Buchbinder; Weberchlöibi zum Glätten der Kettfäden; Kitt für Fensterscheiben oder zum Einsetzen von Fasstüürli, als Bindemittel beim Bauen). Ein Keil [▶] kündigt Verweise auf andere Stichwörter an, hier auf *chläberig* und *schlichte*. Mit einem Quadratzeichen beginnen Zusammensetzungen und Wendungen wie *öppertem uf de liim chrüüche/gaa* oder *us em liim gaa/gheie*. Bei den nachfolgenden Stichwörtern **liime** und **liimes** bleibt es bei den Verweisen, bei **liimruete** folgt auf den Verweis zu **fale** die Bedeutung *ruete mit liim draa zum vögel fange*.

Die Kriterien der Auslese, der Auflistung, der Auswahl, der Norm und des Vorgehens sind in der Einleitung so festgehalten und begründet, wie es sich im Verlauf der Arbeit ergeben hat:

- Aufgenommen sind auch viele zusammengesetzte Ausdrücke und Wendungen, weil sie einem Text Konturen geben.
- Mit der Zeit bin ich larger geworden und habe auch Wörter aufgenommen, *wo nüd i de wule gferbts züritüütsch sind*.
- Nicht angegeben ist die Sprachschicht (*wüeschti oder schööni wörter*). *Me mues Züritüütsch also scho chöne, wäme das Sinoniim-Wörterbuech wott bruuche*.
- *Faazit: Hani, was i ha wele? Jaa. Und näi. E schpraach – tunkt s mi – seg z läbig, als das me si chön üfangen im ene buech*.

Wie man Wort für Wort nachvollziehen kann, wie diese meisterhafte Sammlung entstanden und gestaltet ist, ist einzigartig. Sichern Sie sich eins der 100 Exemplare!

Vo «Ä(ä)bäheech» bis «Zwurgel» Das NEUE URNER MUNDART WÖRTERBUCH

Aus der Laudatio, gehalten an der festlichen Vernissage im Foyer des Theaters Uri am 15. November 2013
von Ruedi Schwarzenbach

«Unsere Dialekte leben und entwickeln sich. Heute kommen die meisten Neuerungen mit der Mobilität und den modernen Kommunikationsmitteln aus dem Hochdeutschen und aus Fremdsprachen. Das UMB ist kein puritanisch-konservativer Dialekt Dudu von vorgestern. Es ist ein beschreibendes Wörterbuch und strebt eine Bestandesaufnahme zu Beginn des 21. Jahrhunderts an, damit sich auch spätere Generationen ein Bild machen können, wie die Urner von heute reden und fühlen, denken und handeln.»

«Es ist ein grossartiges Werk, ein Lufz, noch viel gewichtiger als die 2 Kilo des Buches selbst, und es ist nicht einfach ein Buch, sondern ein Wörterbuch. «Wörterbücher sind nie das Werk einer einzelnen Person», hält der Autor im Vorwort fest, «sondern das Ergebnis eines vielseitigen Zusammengehens und Ineinanderwirkens aller Beteiligten.» Und es ist (wenn wir die Buchbinderei aus dem Zürüpiet kurz ausblenden) ein waschechtes Urner Wörterbuch, weil alle diese Beteiligten dem Urnerland und seiner Sprache verbunden sind und weil es in allen gestalterischen und methodischen Entscheiden auf die Besonderheiten dieser Dialekte ausgerichtet ist. Und dies nicht theoretisch, sondern pragmatisch, offen und sensibel für all die individuellen Ausprägungen, Unregelmässigkeiten, Varianten und ihre semantischen und situativen Nuancen.»

«Das erste Urner Mundart Wörterbuch von Walter Clauss und Felix Aschwanden erschien in der «Reihe der Grammatiken und Wörterbücher des Schweizerdeutschen in allgemeinverständlicher Darstellung». Auch das neue Urner Mundartwörterbuch verbindet seine wissenschaftliche Meisterschaft mit Allgemeinverständlichkeit – und erreicht dieses Ziel in ganz besonderem Masse, weil seine Darstellung der Urner Sprachwelt von Urnern für Urner geschaffen wurde.»

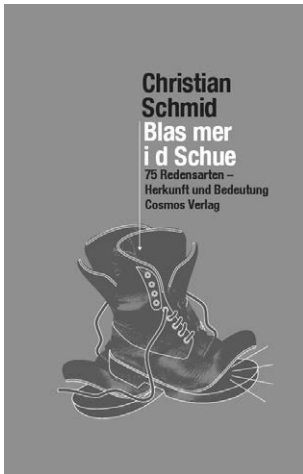


Abb. 1: Ä(ä)bäheech

Ä(ä)bäheech *m., n.*

1. ebenerdig in den Hang gebauter Stall mit Pultdach. > Äifäcker, Äischipf.
 2. Lawinenschutzkeil als aufgeschütteter Damm hinter einem vor Lawinen zu schützenden Objekt.
 3. kleiner Mann.
- [B. Furrer: Bauernhäuser, S. 204 f.; Id. 2,977; USB 11, 365]

Felix Aschwanden: Neues Urner Mundart Wörterbuch [UMB]. Basierend auf dem «Urner Mundart Wörterbuch» (1982) von Felix Aschwanden und Walter Clauss. Mit Illustrationen von Charlotte Germann. Altdorf 2013, Gönnerverein Kantonsbibliothek Uri. ISBN-13: 978-3-952-2551-3-1. Abgeholt: CHF 69.- Per Post: CHF 80.- (mit Porto und Verpackung).



Christian Schmid: Blas mer i d Schue

75 Redensarten – Herkunft und Bedeutung
224 Seiten, gebunden, Fr. 36.–

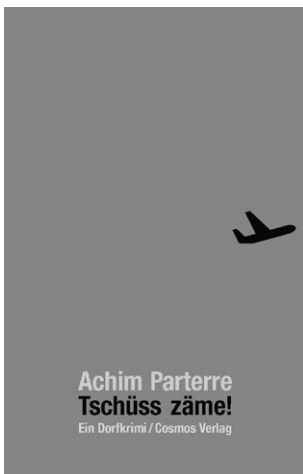
Em Tüüfel ab em Chare gheit. Mit däm isch nid guet Chiirsch ässe. Das geit uf ke Chuehut. Suuffe win e Büürschtebinder. Es isch gnue Höi dunger. Woher stammen diese Redensarten? Christian Schmid führt uns in seinem neuen Buch in die faszinierende Bildergalerie der Sprache. Er erläutert Herkunft und Bedeutung von 75 Redensarten und füllt damit eine Lücke im Büchergestell: Erstmals gibt es nun ein Werk, das mundartliche Redensarten nicht nur sammelt, sondern auch erklärt, woher sie kommen.



Pedro Lenz: I bi meh aus eine

Die bemerkenswerte Geschichte eines Emmentaler Siedlers
75 Seiten, gebunden, Fr. 25.–
Auch als Hörbuch erhältlich: 1 CD, 78 Minuten, Fr. 29.–

Peter Wingeier, Uhrenfabrikant in Trubschachen, greift 1860 in die Mündelkasse der Gemeinde, lässt Frau und Kinder im Emmental zurück, flüchtet nach Argentinien und wird dort im wahrsten Sinn des Wortes ein anderer. Unter dem Namen Theophil Romang praktiziert er als Hausarzt und rät seinen Patienten «tüet saube, tüet saube».



Achim Parterre: Tschüss zäme!

Ein Dorfkrimi. 80 Seiten, gebunden, Fr. 25.–
Auch als Hörbuch erhältlich: 2 CDs, 116 Minuten, Fr. 34.–

Wer um Himmels willen hat den alten Ramseier, der in der Dorfbeiz so gern Geschichten erzählte, ins Jenseits befördert? Diesen Kriminalfall hat einer zu Papier gebracht, der selber fürs Leben gern Geschichten erzählt. Achim Parterre nimmt uns mit nach Gäziwil und zeigt uns liebevoll, aber schonungslos eine Idylle zwischen Kehrachtsammelstelle und Waldlehrpfad.

Cosmos Verlag
www.cosmosverlag.ch

Mundart und Hochdeutsch bei der SRG

Spontaneität und Identität

An der Tagung 2013 über «Dialekt und sprachkulturelle Verständigung» in Bern hat Mariano Tschuor als Mitglied der nationalen Geschäftsleitung SRG SSR und Direktor der Radiotelevisioni Svizra Rumantscha die Haltung der SRG zum Tagungsthema skizziert. SCHWEIZERDEUTSCH hat mit ihm ein ergänzendes Gespräch geführt.



Mariano Tschuor

SCHWEIZERDEUTSCH: Im Programmauftrag kommt der SRG ein grosser Gestaltungsspielraum zu, welcher auch die Sprachwahl betrifft.

Mariano Tschuor: Zwischen den Sprachregionen, ihren Radio- und Fernsehsendern und deren Programmen bestehen kulturell, sprachlich, aber auch politisch bedingte Unterschiede, die spezifisch beurteilt sein wollen. Generell aber liegt es der SRG sehr daran, der Individualität der Sprachregionen Rechnung zu tragen.

Was heisst das für die Region Deutschschweiz?

Von grosser Bedeutung für die Programmgestaltung ist die Publikumsnähe. Schweizerdeutsch ist spontaner, direkter. In der deutschen Schweiz werden in fast allen Situationen die verschiedenen alemannischen Dialekte gesprochen. Gerade wenn Spontaneität wichtig ist, aber auch wenn argumentativ gestritten wird, sind wir im Dialekt schlagfertiger. Es ist beispielsweise nicht denkbar, dass wir beide, Sie und ich, dieses Gespräch auf Hochdeutsch führen würden. Es gibt auch keine Verständigungsprobleme, wenn Sie Zürichdeutsch sprechen und ich Bündnerdeutsch.

Mit der Mundart verbinden sich in der deutschen Schweiz Spontaneität und Identität. Das Hochdeutsche wirkt generell seriöser, ist für uns formeller, weniger unmittelbar, weniger gefühlsnah.

Eine Grundhaltung bei unseren Sprachformenscheiden ist der Respekt gegenüber andern Sprachen. Persönlich bin ich immer wieder auch fasziniert von ihrer Melodie, den Klangfarben von Vokalen und Konsonanten, den Nuancen und Varianten.

Im Bundesgesetz über Radio und Fernsehen von 2006 gibt es eine Bestimmung, die «für wichtige, über die Sprach- und Landesgrenze hinaus interessierende Informationssendungen» in der Regel die Standardsprache verlangt.

Es gibt für alle Formate und Sendungen ausformulierte Profile, zu denen auch die Sprachwahl gehört. Eigenproduzierte Unterhaltungssendungen sind grundsätzlich in Schweizerdeutsch. In der Information ist das Profil von Sendung zu Sendung verschieden: Die Tagesschau ist durchgehend hochdeutsch, Schweiz aktuell wird in Mundart moderiert. Radio SRF 2 Kultur beispielsweise sendet fast durchgehend hochdeutsch.

Persönlich habe ich aber Vorbehalte gegen Reglemente. Diese legen fest und lassen der Spontaneität zu wenig Freiraum. Kontrollinstanz soll der gesunde Menschenverstand sein, nicht das Reglement. Auf diesem Boden entstehen Texte, bei denen man Wesentliches gleichsam auch «zwischen den Zeilen» hört.

Nicht für die Schule, fürs Leben lernen wir Mundart und Standardsprache im Lehrplan 21

rs. Die Querelen um Mundart und Hochdeutsch im Kindergarten sind am Verebben, auch wenn die Vorschriften da und dort noch Quotenregelungen verlangen.

Auf die PISA-Studie 2000, die einen «Schock» auslöste, weil die Schweiz im Lesen nur Rang 17 von 31 teilnehmenden OECD-Ländern belegte, sind die PISA-Tests 2009 und 2012 gefolgt, in denen die Ergebnisse fürs Lesen über dem Durchschnitt liegen.

Der Präsident der Erziehungsdirektoren-Konferenz erklärt dies «mit der zunehmenden Einwanderung von gut qualifizierten Personen», während sich Redaktor Peter Granwehr von der Zürichsee-Zeitung Gedanken über Testergebnisse und deren Wahrnehmung macht. (ZSZ vom 7.12.2013).

Vielleicht liegt es auch daran, dass es nie so schlimm war, wie die Bildungspolitik meinte, oder dass das Bewusstsein für die Besonderheit der Sprachsituation in der deutschen Schweiz und ihre Berücksichtigung im Unterricht bei den Lehrerinnen und Lehrern und ihren Didaktikern gewachsen ist. Dies jedenfalls ist das überaus erfreuliche Ergebnis einer ersten Sichtung des «Lehrplans 21», aus dem wir hier einige Schlüsselpassagen zitieren.

Lehrplan 21



Mundart und Standardsprache

Die Beherrschung der Mundart und der Standardsprache ist ein wichtiger Aspekt für die gesellschaftliche Integration und die berufsspezifische Profilierung in der deutschsprachigen Schweiz. In der Deutschschweiz bestimmen verschiedene Mundarten und die Standardsprache den Alltag. Vielfach wird die eine oder andere Varietät in bestimmten Situationen verwendet (z.B. Mundart in einem Gespräch und Standardsprache beim Schreiben). Schulischer Unterricht berücksichtigt dieses besondere Verhältnis von Mundart und Standardsprache und den Stellenwert der Mundarten.

Umgang mit Mundart und Standardsprache

Im Deutschunterricht lernen die Schülerinnen und Schüler, Mundart und Standardsprache situationsangepasst, sorgfältig und sprachlich korrekt anzuwenden.

Reflexion über Sprache

In «Sprachen im Fokus» reflektieren die Schülerinnen und Schüler über Sprache. Sie bauen Wissen über Sprache und ein Repertoire zur Reflexion von Sprache auf. Dabei sammeln, ordnen und kategorisieren sie sprachliche Phänomene und denken über den Gebrauch von Sprache nach. Dazu gehören auch der Gebrauch von Mundart und Standardsprache, geschlechtergerechte Sprache, Anredeformen, mündliche und schriftliche Varietäten wie SMS und Chat, der Gebrauch von Fachausdrücken und Besonderheiten von Sachtexten wie Nominalisierungen, unpersönliche und passive Ausdrucksformen sowie verschachtelte Satzkonstruktionen. Zum bewussten Umgang mit Sprache gehört auch die Sensibilisierung für sprachliche Varietäten: nicht nur geographisch [...], sondern auch nach Situation (z.B. formell – informell, mündlich – schriftlich).

welche sprache soll's denn sein?

über unsere sprachen können wir uns lange unterhalten, über dialekte und hochdeutsch und das schriftdeutsche mit schweizerischer ausprägung, über erste und zweite fremdsprache in der schule und was dergleichen themen mehr sind. mich aber beschäftigen jene schülerinnen und schüler, die von anfang an benachteiligt sind, weil sie zu einer fremdsprachigen familie gehören. schon wenn sie in den kindergarten eintreten, haben sie die aufholjagd verloren. integrationsbemühungen gut und recht, bis am ende der volksschule sind sie mehrheitlich in der ecke der «schwachen» angelangt. jedenfalls im gymnasium sind jene mit fremder muttersprache extrem untervertreten, und dabei soll mir niemand weismachen wollen, sie hätten eine eigene, eine andere durchschnitts-intelligenzkurve.

die schule und die gesellschaft scheinen bisher noch nicht bemerkt zu haben, dass uns diese schülerinnen und schüler eins voraus haben: sie sind bilingue. sie sprechen, wenn auch vielleicht etwas mangelhaft, unser deutsch (in beiden varietäten) und daneben ihre uns fremde familiensprache – wie «gut» sie diese sprechen, das lässt sich von uns nur schwer beurteilen. wäre diese ihre eigene sprache französisch oder englisch, wir würden diese kinder als hochqualifiziert erleben und einstufen. aber da es sich um albanisch oder kurdisch oder so etwas abwegiges handelt, zu dem wir selber keinen zugang haben, bleibt diese fähigkeit unbeachtet.

mir ist eine schülerin, 14-jährig, vor augen, mit der ich wegen einer umstrittenen promotion eine prüfung durchzuführen hatte. ihre mutter wünschte dabei zu sein und saß hinten auf einem stühlchen. sie verstand, wie ich sogleich bemerkte, kaum ein wort deutsch und sprach mit ihrer tochter spanisch.

ich gab dem mädchen eine geschichte zu lesen und ließ mir diese nacherzählen, um abzuschätzen, was sie davon verstanden hatte. das ging so recht und schlecht. dann sagte ich: erzähl doch deiner mutter die geschichte auf spanisch. und nun erlebte ich ein anderes kind. ihre körperhaltung richtete sich auf, sie sprach eloquent, ihre augen leuchteten und ihre stimme bekam klang.

kinder fremder muttersprache sind in unserer schule sprachlich benachteiligt, das ist offensichtlich und unbestritten, und sie erhalten denn auch unterstützung und frühförderung. was sie aber viel mehr noch beeinträchtigt in ihrer schulkarriere und ihrem fortkommen, das ist, dass wir einen bedeutenden teil ihrer persönlichkeitsentwicklung imstande sind. dies beeinträchtigt ihr gesamtes lernen. wie könnte es die schule anstellen, einem kind serbokroatischer eltern die möglichkeit zu geben, auch in seiner ersten sprache etwas zu leisten und vorzuzeigen? ich habe keine lösung anzubieten. aber so viel weiß ich mit sicherheit: unser land kann es sich nicht leisten, einen großteil seiner schülerschaft mit dieser art der nichtbeachtung sitzen zu lassen.

edgar euel

**Michael Stauf
fer Franz Hoh
ler Ernst Eggi
mann Pedro
Lenz Beat Ster
chi Guy Krneta
edition spoken
script www.
menschen
versand.ch**

«Dinne u dusse»¹

Zur Anthologie «Moderne Poesie in der Schweiz»

Von Barbara Traber

Beeindruckend, dieser im doppelten Sinn gewichtige, grosszügig aufgemachte Band mit «modernen» Gedichten aus der Schweiz: gegen 600 poetische Werke von rund 250 Autorinnen und Autoren des 20. und 21. Jahrhunderts! Es gibt vieles zu entdecken – sprachen- und artenübergreifend (und hervorragend übersetzt), als eine Art «Tiefenstrom der Geschichte» komponiert.

Aufschlussreich ist das «Nachwort in 28 unsystematischen «Sätzen» von Roger Perret, dem Herausgeber. Mit Constance Schwartzlin-Berberat (1845–1911), die um 1900 in einer psychiatrischen Klinik lebte und «um diese Zeit ungewöhnliche Texte verfasste» (kalligrafische Aufzeichnungen), beginne zeitlich die Geschichte der modernen Poesie in der Schweiz, vernimmt man mit Staunen. Eine späte Rehabilitierung der Frauenlyrik, die lange nicht ernst genommen wurde?

Eine solche Auswahl kann nur subjektiv und unvollständig sein! Perret gibt zu, nichts sei schwieriger, als unter den verschiedenartigen Arbeiten von zeitgenössischen Dichterinnen und Dichtern eine Auswahl zu treffen. «So müssen die hier ausgewählten Texte als Vorschläge, die nicht für die Ewigkeit gedacht sind, verstanden werden.» Sein Anliegen: vor allem poetische Texte zu präsentieren, «in denen sprachlich und formal eine Auseinandersetzung mit der internationalen lyrischen Moderne, vom Dadaismus, Surrealismus bis zur konkreten Lyrik, stattfindet». Drängt sich da nicht so etwas wie ein weiterer Band, eine Art «Grosser (schweizerischer) Conrady» mit Gedichten nach 2000, auf?

Die Mundartlyrik bekommt mehr Bedeutung und Platz als bisher, und Perret bezeichnet Adolf Wölfli erstaunlicherweise als «ersten modernen Mundartdichter in der Schweiz». Eine ganze Reihe Dialekt-Poeten sind vertreten, vom Songwriter Endo Anaconda über Ernst Eggimann und Paul Haller bis Peter Morger und Albert Streich. Frauen jedoch kommen meiner Meinung nach zu kurz. Ausgerechnet die beiden wichtigsten Berner Mundartdichterinnen Maria Lauber und Gertrud Burkhalter fehlen! Nichts gegen Mani Matter – vom Herausgeber als «Schweizer Bob Dylan in der hiesigen Singer-Songwriter-Szene» bezeichnet –, aber die anderen Berner Troubadours, die das Mundartchanson über 45 Jahre mitgeprägt haben, wurden übergangen.

Als kleine Hommage an Gedichte Schreibende, die nicht in den prächtigen Band aufgenommen worden sind – viele hätten es verdient! –, gestatte ich mir eine Aufstellung ihrer Namen, zufällig und unsystematisch: Trost für die «Ausgeschlossenen» und Anregung, sich immer wieder mit Lyrik zu befassen.

Iren Baumann – Jürg Beeler – Liliana Berov – Tobias Biancone – Eveline Blum – Rudolf Bohren – Aernscht Born – Irene Bourquin – Elisabeth Brügger-Bisang – Jakob Brüttsch – Dominik Brun – Margrit Brunner – Michel Bühler – Gertrud Burkhalter – Eva Burkard – Rudolf Bussmann – Tal Cohen – Jacqueline Crevoisier – Romano Cuonz – Hans Leopold Davi – Silvia Davi – Urs Dickerhof – Radka Donnell – Eva Eisenmann-Westphal – Jolanda Fäh – Jürg Federspiel – Christine Fischer – Simon Froehling – Brigitte Fuchs – Margot Fuchs Knill – Wolfram Malte Fues – Viviane Egli – Serge Ehrenspurger – Andreas Fischer – Sascha Garzetti – Barbara Gaugler-Straumann – Heidi Gasser – Jakob Paul Gillmann – Leonor Gnos – Lea Gottheil – Hans Gysi – Georges Haldas – Chris Hassler – Roland Heer – Frida Hilty-Gröbli – Hans Rudolf Hilty – Rolf Hörler – André Imer – Ludwig Imesch – Karl Imfeld – Ingrid Isermann – Hilda Jauslin – Bettina Kaelin – Ingeborg Kaiser – Walter Käslin-Achermann – Anna Maria Keller – Brigitte Keller – Heidi Keller – Stefan Keller – Anne-Marie Kenessey – Joseph Kopf – Peter Krähenbühl – Ruedi Krebs – Fred Kurer – Ana Lang – Verena Lang – Peter Lanz – Simone Lappert – Dino Larese – Alexandra Lavizari – Maria Lauber – Ivo Ledergerber – Alfons Lenherr – Romie Lie – Walter Lietha – Johanna Lisiak – Ruth Loosli – Elsbeth Maag – Hans Manz – Virgilio Masciadri – Gabriele Markus – Brigitte Meng – Vreni Merz – Erwin Messmer – Agnes Mirtsetz – Andreas Neeser – Jos Nünlist – René Oberholzer – Bill Offermann – Frauke Ohloff – Fredy Peter – Oskar Pfenninger – Walter Raaf-laub – Regula Radvila – Hugo Ramnek – Sabine Reber – Fritz Ringgenberg – Thomas Röthlisberger – Magdalena Rüetschi – Andreas Saurer – Toni Schaller – Ueli Schenker – Christian Schmid – Wanda Schmid – Gerlinde Schnittrer – Bruno Schnyder – Monika Schnyder – Armin Schöni – Armin Senser – Senta Simon – René Sommer – Mary Staehelin – Heinz Stalder – Sylvia Steiner – Jacob Stichelberger – Bernhard Stimemann – Claudia Storz – Ruedi Stuber – Hannes Taugwalder – Rolf Thut – Daniel Thierstein – Markus Traber – Hans Peter Treichler – Christine Trüb – Rose-Marie Uhlmann – Josef Villiger – Vreni Weber-Thommen – Heinz Weder – Peter Weibel – Fritz Widmer – Adolf Winiger – Dieter Wiesmann – Gisela Wolf – Marcel Wunderlin – Peter Wyss.

Nach Belieben zu ergänzen. Finden Sie heraus, wer von den Genannten nur oder auch Mundart schreibt.

«Moderne Poesie in der Schweiz». Eine Anthologie von Roger Perret. 639 Seiten, Migros-Kulturprozent/Limmat Verlag, Zürich 2013. ISBN 978-3-85791-726-4.

¹ Titel eines der 28 Kapitel der Anthologie



Aufnahme 16.3.1989. Foto und © Markus Traber

«Gäng no gseh mer d Stärne hange» Gertrud Burkhalter (1911–2000)

Von Barbara Traber

Die in Biel geborene und in Pieterlen aufgewachsene Gertrud Burkhalter ist heute leider fast vergessen, obwohl ihre Gedichte zu den besten der Deutschschweizer Mundartliteratur zählen. Eindrücke und Erlebnisse aus ihrer Kindheit im Berner Seeland (Natur, Jahreszeiten, Tiere) und Erinnerungen an den Grossvater, der in Affoltern im Emmental lebte, sind eine unerschöpfliche Quelle für ihr dichterisches Schaffen, haben ihre Lyrik geprägt.

Das Thema «Ching» kommt in vielen Gedichten vor. Auch Gertrud selbst war ein verträumtes «Blutfuessching», das über alles staunen konnte. In «Rechbärgarte» steht:

**As chlynichlyni Ching
mit em Gfätterlizüüg
ufem wysse Gartegrien
heymer d Meyen
umisume gha
us Honig
win es lüüchtigs Fäud –
u öppis no
us der angere Wäut**

As Ching i de Feerie

**Zum Zimis
uf der Louben usse
wysssi Ankeschnitte
mit wyssem Zucker
drübergströit;
dobe
wysstes Chirsibluescht
dunger
wysssi Hüener:
der Gwäggu
u
der Spränzu.
I myne Züpfe
wysssi Lätsche
Grossvatters
fyns Schneeflockehoor
Grossvatters
wysssi Backe**

**Grossvatter
wys
ganzzletscht
ganz wys.**

In der «Grossstadt» Zürich sehnte sich die Heimweh-«Pieterlere» nach dem einfachen Landleben. In späteren Jahren fand die Dichterin ein kleines Refugium im Toggenburg, wohin sie sich oft zurückzog.

Nach dem Diplomabschluss an der Töchterschule in Zürich war sie einige Jahre journalistisch tätig und unternahm Reisen in Europa, u.a. nach Paris und Palermo. Als junge Frau erlebte sie eine grosse, unvergessliche Liebe, die jedoch enttäuschend endete. Ihre Liebesgedichte sind alle an dieses Du gerichtet.

1943 konnte Gertrud Burkhalter ihr erstes Bändchen Mundartlyrik, «Stygüferli», im Verlag «Oltener Bücherfreunde» herausgeben; bereits nach einem Jahr war es vergriffen. Drei Jahre später fand die Seeländerin ihre Lebensstelle: als Bibliothekarin der Pestalozzibibliothek in Zürich-Oerlikon. Mit ihrer stillen, introvertierten Art fühlte sie sich in der Welt der Bücher wohl.

Die in Biel geborene und in Pieterlen aufgewachsene Gertrud Burkhalter ist heute leider fast vergessen, obwohl ihre Gedichte zu den besten der Deutschschweizer Mundartliteratur zählen.

In ihrer Freizeit schrieb sie weiterhin Gedichte, an denen sie lange feilte und die sich dank ihrem Rhythmus gut zum Vertonen eigneten. 1948 komponierte Walter Müller von Kulm «Zwölf kleine Lieder für eine Singstimme und Klavier nach Gedichten in bernischer Landmundart»; in den 50er und 60er Jahren setzte Alfred Stern eine Anzahl ihrer Gedichte in Noten zu sogenannten «Heimatliedern», doch die Bezeichnung täuscht, Gertrud Burkhalter war keine volkstümliche Verseschreiberin.

1957 erschien ihr zweiter Lyrikband im Volksverlag Elgg unter dem Titel «Heligeland», den die Dichterin im Anhang erklärte: «Heiligenland ist ein Hügel im Emmental bei Affoltern. Landschaft der Heimat. Landschaft des Herzens. Diesseitiges – Jenseitiges. Aussen – Innen.»

Erst 1980 – Gertrud Burkhalter war bereits 69-jährig und längst im Ruhestand – fand sie den Mut, ihr in jahrelanger Arbeit entstandenes Lyrik-Manuskript dem Wyss Verlag in Bern zu schicken, der es noch im selben Jahr veröffentlichte, was ihr wie ein Wunder vorkam: «Momänte» – auf ihren ausdrücklichen Wunsch ein Pappband in einfacher Aufmachung.¹

Damals lernte ich die kleine, zierliche, überaus bescheidene, scheue Frau mit den lieben Augen persönlich kennen; sie wirkte oft leicht abwesend, als gehörte sie nicht ganz auf diese Welt, aber ihre grosse, klare Schrift schien wie ein Abbild innerer Stärke und eines reichen Innenlebens. In Zürich lebte sie weitab von der bernischen Mundartliteraturszene, beinahe wie im Exil, fast unbeachtet, obschon sie formal und inhaltlich den Schritt in die moderne Mundartliteratur längst gewagt hatte und das Lautmalerische des Dialekts ausschöpfte. Gertrud Burkhalter hat in der Deutschschweiz mit «den Grundstein für eine mundartliche Frauenlyrik»² gelegt, und in vielen Gedichten fehlen auch gesellschaftskritische Töne nicht.

In verschiedenen Gedichten prangert sie die Verbetonierung der Städte an («Vermuureti Matte»), die modernen Kommunikationsmittel – **Über / ds Meer / cha me / rüefe / unger / Bärge / düre / rede / verstöö mer enang** – und die ständige Zunahme des

Bogebrügg

**Drei steinig Brüggeböge
haub u haub u haub –
Zwöimau schnyt se mieschigs Wasser.**

**D Böge blybe haub.
Schattig louft es drungerdüre.
Aber hüt im Glanz!
U di drüümou haube Böge
sy iez drüümou ganz.**

Ds rächte Wort

**Soo gseet men uus
we s soo usgseet
i eim.
Keim
sieg mes soo
wies der Spiegu
eim
is Gsicht
yneseit.**

**So chunnst
we nütme
drychunnt
in is yne.**

**So geits
we nütme
drusgeit
us is use.**

**Es bruucht
ds rächte Wort.
U ds Wüeschte
vergiengt.**

«Heiligenland ist ein Hügel im Emmental bei
Affoltern. Landschaft der Heimat. Landschaft des
Herzens. Diesseitiges – Jenseitiges. Aussen – Innen.»

Gertrud Burkhalter im Nachwort

Wäutcharte

**Den einte wirds schlächt
wiu si z viu ggässe hei:
hie umenang
im Norden obe
im Weschten äne.**

**Angerne wird's schlächt
wiu si z weeni z ässe hei:
z Afrika
z Indie
z Südamerika.**

**Bi üs
dört obe
dört äne
het me dicki Büüch
wiu z viu dinnen isch.**

**Dört unger
dört hinger
dört äne
hei si groossi Büüch
wiu nüüt dinnen isch.**

**Bi üs
dört obe
dört äne
goorbse si vo'r Gnüegi.**

**Dört unger
hei si nüüt z goorbse
dört hinger
hei si Hunger.**

Verkehrs, z.B in *Outounglück*, in dem es am Schluss heisst: *S geit graad / iez grad / drumm schnäu / no schnäuer / noschnäuer / schwarz wyss / rächts linggs / grediuus / e Chrump / Grediuuse-brüeu.*

Die letzten, einsamen Lebensjahre Gertrud Burkhalters waren überschattet durch ihre allmähliche Erblindung. Als sie im Mai 2000 starb, verlosch sie, die auffallend häufig Sterne beschrieben hat, selbst wie ein Stern. Ihr schmales Werk gehört – wie jenes der Frutigtalerin Maria Lauber (1891–1973), mit der sie befreundet war – zu den wichtigen der Deutschschweizer Mundartdichtung und darf nicht vergessen werden.

1 Gertrud Burkhalter, Momänte. Berndeutsche Gedichte. Wyss Verlag. Bern 1980.

2 Christian Schmid-Cadalbert, Wege der neuen Mundartliteratur der deutschen Schweiz. In: Deutschblätter, Halbjahresschrift des Vereins Schweizerischer Deutschlehrer, Nr. 24, Pfäffikon.

Erstabdruck in «orte». Schweizer Literaturzeitschrift 132 (September 2003).

In der literapedia bern beginnt der Artikel zu Gertrud Burkhalter mit einem «Persönlichen Beitrag»:

«Folgende Bezeichnungen wurden mir in früher Kindheit von meiner Verwandtschaft zuteil: «Strupf» = Verbot übertreten; war zu selbständig. «Göixnäsi» = Etwas gesagt, das man nicht sagt. War kritisch. «Tschudi» = Heimlicher Stolz auf das Kind. «Muus» = Daraus kam mir Zärtlichkeit entgegen. «Pfuri» = Halb Zustimmung, halb Ablehnung mir gegenüber. «Chröttli» = Aha. Begaubung!?. «Gwungernase» = Also interessiert (was sich später als positiv erwiesen hat). «Stumpe» = Anspielung auf die Kind-Grösse, -Kürze. «Meitschibendli» und «Zwirbu» = Meine Lebhaftigkeit. «Oh Ching!» = Bewunderung für die echte Naivität, die dem Kind noch eigen ist. Ich hoffe, dass im Laufe meines Lebens die richtige Mischung daraus geworden ist; dass aber die «Maus» (lieben und geliebt werden) immer noch überwiegt. (ca. 1994)»

literapedia bern. Das Lexikon der Berner Schriftstellerinnen und Schriftsteller. [Online]. http://www.literapedia-bern.ch/Burkhalter_Gertrud. 2011.

Barbara Traber

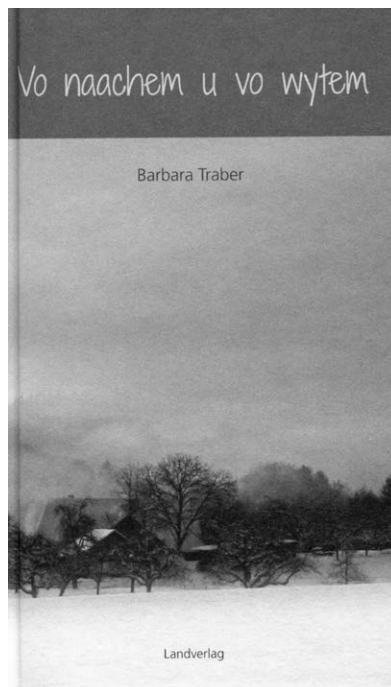
Vo naachem u vo wytem

Von Jürg Bleiker

Das neueste kleine Buch von Barbara Traber ist ein wirkliches Bijou. Solid gebunden, und doch in einem Format, das man in einer Jackentasche (in einer Damenhandtasche sowieso) bergen kann, mit stimmungsstarkem Umschlagsbild und einem Titel, der als Schlüssel dient für die 12 berndeutschen Geschichten: Vo naachem u vo wytem, Nähe und Weite also, und dies in mancher Beziehung: örtlich-geographisch, kulturell, in den Dimensionen menschlicher Beziehungen, und er weist auch darauf hin, dass die Geschichten aus der Sichtweise der Autorin erzählt sind. Sie berichtet genau, sachlich, nicht beschönigend, nicht verwedelnd, aber nicht lehrhaft oder (ver)urteilend, mit Humor, mit Anteilnahme und mit ruhigem Ernst, genauer Detailbeschreibung und bei Bedarf auch mit energischem Temperament, manchmal wie selbst überrascht oder verblüfft über die Abläufe. So ergibt sich ein sehr bunter Geschichtenstrauß, dessen einzelne Blumen wunderbar zueinander passen, gebündelt durch die Auslese, Zusammenstellung und immer wache Betrachtung der Autorin.

Die erste Geschichte geht aus von einer Inschrift am «Bahnhöfli» Rubigen: dort hängt eine Gedenktafel für Olga Picabia-Mohler. Es ist wohl nicht vermessen anzunehmen, dass die wenigsten Leser diese Tafel kennen oder sogar etwas mit ihr anzufangen wissen. (Aber Google zeigt sogar die Abbildung dieser Gedenktafel!) Umso erstaunlicher die Nachzeichnung der Biographie dieser Frau. «Wer wagt, gewinnt» heisst ein Sprichwort, im Titel abgewandelt zu *Wär nüüt wagt, gwinnt nüüt*, und dem Leser steigt im Lauf der Geschichte auch warnend die Gegenmeinung auf: wer wagt, kann auch viel verlieren – aber nicht alles verläuft eben so, wie man es vorauszusehen meint.

Wieder einmal erweist sich die besondere Qualität geschriebener Mundart. Zunächst ist die vorliegende Schreibweise sehr leserfreundlich. Aber auch sie verbietet das rasche Überfliegen oder gar Durchblättern. Jeder Satz will gelesen sein, am liebsten gesprochen, und dann geht er auch in seinem ganzen Sinn auf und lässt den Inhalt wirken.



Ein liebenswürdiges Büchlein – die Verkleinerungsform ein Ausdruck der Zärtlichkeit. Und da es in der Dicke unter 2 cm liegt, ist es als Brief versendbar, somit von den skandalös buchfeindlichen Pakettaxen verschont. Auch das darf/muss leider erwähnt werden.

Barbara Traber: Vo naachem u vo wytem. Bärndütschi Gschichte. 2013, Landverlag Langnau. ISBN 978-3-905980-20-2. Fr. 22.-

Pedro Lenz

I bi meh aus eine

Die bemerkenswerte Geschichte eines Emmentaler Siedlers

Von Julia Bachmann-Schwarzenbach



**«Säg, hesch ou gärn Musig?
Isch scho chli öppis angers. Merksch es?
Muesch lose. Los genau häre. Ghörsch es?
Muesch nid vergliiche, eifach nume zuelose.
Ghörsch es? Ghörsch, wis der e Gschicht verzöüt?» (S.5)**

Wir befinden uns im Jahre 1913 im Gran Café Tortoni in Buenos Aires. Wir hören den Tango nur indirekt, aber Pedro Lenz' Wortmusik fordert uns von der ersten Zeile an auf, mitzutanzten, den Rhythmus der Wörter und Sätze zu geniessen und uns entführen zu lassen in eine skurrile Geschichte, die auf historischen Fakten basiert und sich dennoch wie eine wilde Erfindung liest. Oder ein, wie der *Bund* schreibt: «langes, mitunter auch sprachspielerisch-lautmalerische Gefilde streifendes Prosagedicht in Mundart» (*Der Bund*, 30.9.13).

Augusto Romang, ein Rechtsanwalt aus Buenos Aires, erzählt also in besagtem Café einem Schweizer Journalisten, den er zufällig trifft, die Geschichte seines Vaters. Peter Wingeier war ein *Ämmitaler vo Truebschache, eine wo immer meh hett wöue, aus nim egetlech zuesteit, eine wo immer meh het wöue, aus nim ds Läbe het chönne gä.* (S.10). Der junge Mann heiratete eine *haubnobl Frou us dr Stadt* und *wöu sie guet Gäud het* ging der Kaufmann Peter Wingeier unter die Uhrenfabrikanten. Als das Geschäft zu wenig abwarf, bediente er sich aus der Mündelkasse und floh nach Argentinien. Seine Frau und die beiden Kinder liess er ohne Nachricht zurück.

Auf dem Weg dorthin trafen der Zufall und Wingeiers Unverfrorenheit folgenschwer aufeinander. Auf dem Schiff lernte er den Arzt Dr. Theophil Romang aus Langnau und dessen Frau kennen. Der Arzt verstarb auf dem Schiff und weil seine Frau nicht alleine ein neues Leben in Argentinien aufbauen wollte, beschloss sie mit dem nächsten Schiff wieder zurück nach Europa zu fahren. Zuvor aber kaufte ihr Peter Wingeier sämtliche Papiere ihres Mannes ab und reiste als besagter Dr. Theophil Romang in Argentinien ein. Die Problematik, dass er nun nicht nur einen neuen Namen, sondern auch einen verantwortungsvollen neuen Beruf auszuüben hatte,

Pedro Lenz, I bi meh aus eine. Die bemerkenswerte Geschichte eines Emmentaler Siedlers. Buchausgabe. Muri-Bern 2013, Cosmos Verlag. ISBN: 978-3-305-00465-2. CHF 25.-

Hörbuch CD (am Piano Patrik Neuhaus). Muri-Bern 2013, Cosmos Verlag. ISBN: 978-3-305-00466-9. CHF 29.-

löste er pragmatisch. Ein halbes Jahrhundert später beschreibt sein Sohn Wingeiers Taktik wie folgt:

**Weisch,
wenn du plötzlech und unverhofft
vom Uhrefabrikant zum Dokter wirsch,
de muesch nid aus Erschts grad
Medizin wöue studiere, nei,
de muesch aus Erschts grad lehre,
wie sech e Dokter verhautet.**

Was mues e Dokter chönne?

**Mues e Dokter chönnen operiere?
Mues e Dokter chönne heile? Nei!
Nei, e Dokter mues eifach zuelose,
e besorgte Gring mache,
auem, was er seit, chli Gwicht gä
und sim Gägenüber jederzit zeige,
dass er sis Liide
ärnscht nimmt. (S. 24/25)**

So wurde aus Peter Wingeier Theophil Romang und aus einem Uhrenfabrikant ein Arzt, der seinen Patienten stets riet: *Tüet saube, tüet saube, tüet saube. Tüet iiribe, iiribe u Diät.* Die Taktik schien zu funktionieren.

Eines Tages aber kam ein junger, neu in Argentinien angekommener Schweizer dem Arzt auf die Schliche und konfrontierte ihn mit dem Vorwurf der Hochstaplerei. Peter Wingeier, alias Theophil Romang, blieb jedoch standhaft in seiner Rolle und nach einer heftigen Diskussion hatte er den anderen sogar soweit, dass dieser einverstanden war, als sein Gehilfe zu fungieren. Gemeinsam gründeten sie wenig später eine neue Siedlung. Hierfür «schnorrten» sie der Regierung Land ab, verkauften die Parzellen und gründeten so das Dorf «Romang».



sogar d Sunnen am Himu geit der lätz Wäg ume

**Am Vatter sini Villa
isch lang ds einzig Steihuus gsi
ir ganzen Ortschaft,
Kolonიაustiu, zwöistöckig, würdig** (S.49)

Zu dieser Zeit holte Wingeier seinen Sohn, Augusto, zu sich nach Argentinien. In der Art der Beschreibung der Landschaft und wie das Dorf auf ihn gewirkt hatte, wird deutlich, dass Pedro Lenz für seine Recherchen des im September dieses Jahres erschienenen Buches selbst vor Ort gewesen ist.

**Di erschte Monet i däm nöie Dorf,
die si für mi wi nes Märli gsi,
aus nöi, aus frömd, aus gross.
Und wen i umegluegt ha,
hani überau Witi gseh,
nid wi vorhär deheim im Ämmitau.**

...

**Und wenn d chli geisch go loufe.
de chasch fasch sicher si,
dass de gli mou nüm weisch, i weli Richtig dass
de muesch,
sogar d Sunnen am Himu
geit der lätz Wäg ume.** (S.47)

Bald schon schickte der Vater seinen Sohn nach Buenos Aires zum Studieren. Danach sollte er als Jurist zurück ins Dorf kommen. Aber zum ersten Mal in seinem Leben lief etwas nicht so wie er es sich vorgestellt hatte. Zum ersten Mal widersetzte sich ihm jemand. Sein Sohn Augusto hatte Gefallen gefunden an der Stadt und wollte nicht mehr ins Dorf Romang zurück.

**«Es isch nid gäge di, Vatter!»,
hani zum Vatter gseit.
«Aber so wi du e Gründer bisch,
so bin ig e Fründ vor Stadt.
So wi du gärn öppis ufbousch,
so tuen ig gärn öppis lehre.»**

Bis zum Tod seines Vaters kehrte Augusto Wingeier nicht mehr ins Dorf Romang zurück. Die Kapriolen seines Vaters oder eben die Tatsache, dass dieser mehr als einer und keine ganz einfache Persönlichkeit gewesen war, beschäftigte ihn auch nach dessen Tod. So konnte Augusto sein Erbe nicht antreten, weil er nicht den gleichen Namen trug wie der Vater. Auf Umwegen, unter anderem via Mündelkasse Trubschachen, wo er die Schulden des Vaters zu begleichen hatte, gelangte er in den Besitz seiner Geburtsurkunde und letztlich doch noch zu seinem Erbe. So wurde er ein reicher Mann, denn *das Darlehe us der Mündukasse het e gueten Ertrag abgeworfe und so het di Mündukasse vom Armewäse vo Truebschache e wouhabende Maa us mir gmacht, ohni dass d Kasse säuber e Rappe Gäud hätt verlore* (S.74). Derart schliesst sich der Kreis des Geldes aus der Mündelkasse wieder.

**Am Aafang, wenn de nöi do bisch,
vergliichsch nume di ganzi Zit,
luegsch anes Schoufänschter
und ds Erschte, wo der i Sinn chunnt:
Söttigi Schoufänschter gits deheime nid.
Hocksch i ne Beiz ine
und ds Erscht, wo d dänksch:
Söttigi Beize gits deheime nid.** (S.6)

Es sind nicht Zahlen und Fakten, die erzählen, sondern das Erlebnis, das Gefühl

Dass man als Auswanderer bzw. Auswandererin heute genau so funktioniert wie vor 150 Jahren, kann ich aus eigener Erfahrung bestätigen. Zuerst wird alles mit zu Hause verglichen, später wird alles selbstverständlich, vertraut. *Du gwöhnst di a aues, und mit de Jahr wird aus normau* (S.5). Dass es sogar normal werden kann, ein anderer Mensch zu sein, als man eigentlich ist und dass man tatsächlich mehr als einer sein kann, das wird in dieser Geschichte von Pedro Lenz deutlich. Es sind nicht Zahlen und Fakten, die erzählen, sondern das Erlebnis, das Gefühl. Und auch wenn Peter Wingeier uns seine Geschichte nicht mehr selbst erzählt; aus der Sicht seines Sohnes, bzw. aus der Feder von Pedro Lenz ist aus Fakten eine lesenswerte Geschichte entstanden.

Einmal mehr bin ich fasziniert, wie harmonisch und fließend sich ein solcher Mundarttext liest. Wenn ich Leute in meinem Umfeld frage, ob sie bereits einmal einen Mundart-Roman gelesen haben, verneinen die meisten, weil sie befürchten, dass es sich – insbesondere in einem anderen Dialekt verfasst – viel anstrengender liest. Zumindest bei Pedro Lenz ist für mich das Gegenteil der Fall, und ich bin sicher, dass sich mit «I bi meh aus eine» mehr als ein neuer Mundart-Roman-Leser überzeugen lässt. Denn seine Sprache ist geschmeidig wie ein *Chatzefäali* und rhythmisch wie ein wunderbares Stück Musik, das eine Geschichte erzählt. Eine Geschichte, irgendwo zwischen Fakten und Wahrheit, aber immer *warm und läbig*. Man muss ihr nur zuhören und sich von ihr tragen lassen.

**Fakten und Woorheit,
das sie zwöi Paar Stifu,
d Fakte, die si chaut und tot,
aber d Woorheit,
die isch warm und läbig.
D Fakte chasch ufschriibe,
aber d Woorheit, die muesch gspüre,
wöu si sech immer ar Zit aapasst,
wöu si gschmeidig isch
wi nes Chatzefäali.** (S.8)

Zu hören auf der *Schnabelweid*



Pedro Lenz und Patrik Neuhaus als Duo «Hohe Stirnen»

Das Duo «Hohe Stirnen» ist ein starkes Live-Erlebnis

«I bi meh aus eine» ist das fünfte Programm des Duos «Hohe Stirnen» (Pedro Lenz und Patrik Neuhaus). Seit Frühjahr 2013 bespielen die beiden die Schweizer Kleinkunsthörsäle mit dieser humorvoll, spannend und emotional erzählten Geschichte. Pedro Lenz ist ein grosser Erzähler, Patrik Neuhaus ein feinsinniger Pianist. «I bi meh aus eine» kommt gleichzeitig in Buchform und als Live-CD heraus.

In der *Schnabelweid*-Sendung sind Ausschnitte dieses abendfüllenden Programms zu hören sowie Gespräche mit den beiden Künstlern über Fernweh und Heimweh, über den Unterschied zwischen Fakten und Wahrheit, über die Schweiz und Argentinien.

Gesendet in der *Schnabelweid* vom 18.10.2013
Nachzuhören unter
[http://www.srf.ch/sendungen/schnabelweid/
i-bi-meh-aus-eine](http://www.srf.ch/sendungen/schnabelweid/i-bi-meh-aus-eine)

WERNER MARTI

1920–2013

Von Alfred Vogel, Präsident VSD

Am 14. November 2013 hat in Biel eine große Trauergemeinde vom Sprachwissenschaftler und Mundartschriftsteller Werner Marti Abschied genommen. Nach einem langen, erfüllten Leben ist er im Alter von 93 Jahren verstorben.

Werner Marti kam im bernischen Rapperswil, im Weiler Vogelsang, zur Welt und wuchs dort in einer angesehenen Bauernfamilie zusammen mit vielen Geschwistern auf. Zeitlebens bedauerte er, dass er als Zweitgeborener nicht wie sein älterer Bruder das Gymnasium besuchen konnte, weil dafür einfach die Mittel nicht reichten. Er kam deshalb «nur» ins Seminar, wo er sich vielerlei Interessen hinzugeben begann, wie es sich für einen künftigen Schulmeister geziemt. Die Musik, in der er es bis zum Lehrdiplom für Querflöte brachte, gehörte ebenso zu seinen Beschäftigungen wie das Fotografieren und das Aquarellieren. Zunehmend nahm dann die Sprache und besonders die Seeländer Mundart in seinem Leben mehr Raum ein. Um sie auf Universitätsniveau beschreiben zu können, holte er berufsbegleitend die eidgenössische Matur nach und studierte anschließend in Bern Germanistik mit Schwergewicht Dialektologie, daneben Anglistik und Volkskunde. Im Jahre 1966 schloss er sein Studium mit der Dissertation zum Thema «Wäärche – Schaffe» ab. Die nächsten zwei Jahrzehnte waren eine Zeit großer Wirksamkeit. Ab 1969 unterrichtete er am Lehrerseminar in Biel Methodik und nahm sich nun auch wieder mit Beharrlichkeit und Gründlichkeit seiner Lebensaufgabe an, der systematischen Darstellung der berndeutschen Grammatik. In einem ersten Schritt stellte er Regeln auf für eine einheitliche Schreibung («Bärndütschi Schrybwys», 1972), wobei er sich an der Tradition der reichhaltigen Berner Mundartliteratur orientierte. Die Berndeutsch-Grammatik kam schließlich 1985 beim Verlag Francke heraus. Ein umfassendes Werk. Wir können es aufschlagen, wo wir wollen, immer sind wir beeindruckt vom reichen Material, von der klaren Darstellung und von der Lebendigkeit der Beispiele, die der pulsierenden Sprache entnommen sind.



Alfred Vogel und Werner Marti 2010

Aus der Titelgeschichte von «Chlepfe uf der Geisle» (1991)

Jo, ds Chlepfe uf der Geisle isch öppis vom Wichtigschte gsi bim Hüete. Wär nid zümpftig het chönne chlepfe, dä het als Hüeterbueb nüüt ggulte. Aber das isch e Kunscht gsi. Mii het se der Charer gelehrt - oder wölle lehre!

Me het d Geisleschnuer mit em Stücke so gschlungget, dass si züsserscht e gähje Chehr gmacht u derby e Schranz i d Luft gschrisse het. Wenn d Luft wider zämebrät-schet isch, het's gchlepft wi ds Donnere nachem Blitze.

Wi mängisch het mi ächt di Geisleschnuer i ds Gsicht bbreicht, bevor es o numen einisch ds grächtem tätscht het. Das het albe Schnatte ggä- fasch wi früecher bi de Helveter der Schmiss, nume dass de myner violette Striche nach paarne Tag wider vergange sy. Einisch han i mer sogar fasch ds Ohr abgschrisse bim Probiere un es het bblüetet.

Es git zwo Arte: obedüre – de suuset Geisleschnuer obem Chopf düre – u der Syte noh, de heltet



Werner Marti 2010

me der Chopf chlei u reiset d Geisle schreg a Chopf u Achsle vorby. Obedüre han i's nie so guet zstang bbrocht wi di angere Hüeterbuebe; aber sytlige scho! Das het albe gchlepft win e Büchseschutz! Vrenis Heiri hingäge het obedüre u sytlige chönne chlepfe, er het ds einten a ds angere chönnen aahänke, wi bim Sektionsschiesse ds Seriefüür vorem Schybestang. A teilnen Orte, so im Kanton Schwyz, git es sogar e Meischterschaft im Geislechlepfe.

Es het zum Glück o Weide gha, wo me nid bös gha het mit Wehre, dass d Guschti nid z Schade sy. Di beschti isch d Hole gsi, e längzognigi, abheltigi Matte amene Bechli noh mit Ösche, Hasle- un Erlestude, Brombeeri- u Himpigstrüüch. Dumm isch nume gsi, dass es wyter oben am Bord o es March gha het. Wenn aber Köbubärtus o grad i der Hole gweidet hei, de hei mir üser Tier zäme glo u ihren Otti un i hei so rächt der Fride gha.

Werner Marti, Chlepfe uf der Geisle.
Geschichte vo mir u vo angerne. Bern 2005,
Zytglogge Verlag.
ISBN: 978-3-7296-0696-8. CHF 32.40.

Mit der Pensionierung begann seine schriftstellerische Tätigkeit. Damit wechselte er von der Sprachbetrachtung zum sprachschöpferischen Wirken. Auch auf diesem Gebiet hat er Großes geschaffen. In sieben Jahren entstand der Roman «Niklaus und Anna» in Seeländer Mundart, ein in der napoleonischen Zeit spielendes Epos (1995, ³2002). In einem zweiten Werk «Dä nid weiß was Liebi heißt» (2001, ²2002) wird die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg lebendig.

Rückblickend erweist sich sein Bedauern über den Umweg übers Seminar als unbegründet. Die Vielfalt seiner Interessen sind Teil seines Wesens geworden. So sind seine Mitarbeit im Vorstand des Vereins Schweizerdeutsch und sein engagierter Einsatz für das Ansehen der Mundart nicht vergessen. 1991 hat er im Kanton Bern einen Zweigverein, den Bärndütsch-Verein, mitbegründet, der auf ein über zwanzigjähriges Bestehen zurückblicken kann. Dies alles leistete er neben all jenen Aufgaben, die ihm eine große, kinderreiche Familie abverlangte und denen er sich, zusammen mit seiner zweiten Frau Susanne, mit Hingabe widmete. Umso erstaunlicher ist es, dass es ihm trotz dieser Vielseitigkeit gelang, seine Kräfte zu bündeln und sowohl für die Dialektologie als auch für die bernische Literatur wesentliche und prägende Werke zu schaffen.

Im Jahr 2010 hat ihn der Verein Schweizerdeutsch für seine Verdienste um die Dialektforschung und -literatur zu seinem Ehrenmitglied ernannt.

Auch im hohen Alter war er noch tätig. Er schrieb Zeitungskolumnen, von denen eine bei der Abdankungsfeier auf berührende Weise von einem Sohn vorgetragen wurde. Er arbeitete noch an einem berndeutschen Reimlexikon mit. Auch in der letzten Zeit, als seine Kräfte nachließen, nahm er jeden einzelnen Tag als ein besonderes Geschenk an und war seiner Frau Susanne dankbar für ihre Hingabe und ihre Betreuung, die es ihm ermöglichte, bis zuletzt in seinem Haus am Lindenweg wohnen zu bleiben. Nun hat ein reiches, bewegtes Leben seine Ruhe gefunden.

waagrecht

- 1 Auch des Mondes Licht hat holden Schein.
- 8 tritt am ehesten in dieser Zeit des Wünschens in Erscheinung
- 10 Europas Fußballer haben in Kürze ihren dritten verloren.
- 11 sang sich mit Gigi von Arosa und Bibi Balu in die Herzen der Zeitgenossen
- 12 wohlfeiler Artikel
- 14 der aus Wut Entwichene
- 15 auf Verständigung und Annäherung ausgerichteter Ort im Aargau
- 16 scheint es zu lieben, sich bequem auf einem Canapé hinzuräkeln
- 18 wo es nichts Erhabenes gibt
- 20 liegt schon lange im Baikalsee verborgen
- 22 steht in Form eines stillen Seufzers unter jeder erfolgten Abrechnung
- 23 So eingenommen sind Zäpfchen (Suppositorien) wenig bekömmlich.
- 24 Das Möbel ächzt unter den Lasten dieser Tage.
- 27 junge Frau von großer Ergebenheit, hat mit 24 waagr. wenig mehr zu tun
- 28 eine berühmte Großmutter
- 30 Gmües mit Gnagi als Pilgersuppe
- 31 tschuttet in Gossau (erste Mannschaft)
- 32 wichtiges Detail im Hotel
- 33 kommen nächstens wieder, zu dritt, venuti dal oriente
- 34 setzen bei großen Ereignissen lautstarke Zeichen
- 36 können in Italien lange dauern
- 37 Die brandgerodete einstige Waldfläche wird nun von den Briten zum stillen Örtchen gemacht.
- 38 ein kleiner Ausdruck mit großer Sprengkraft

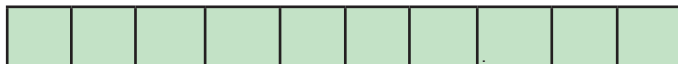
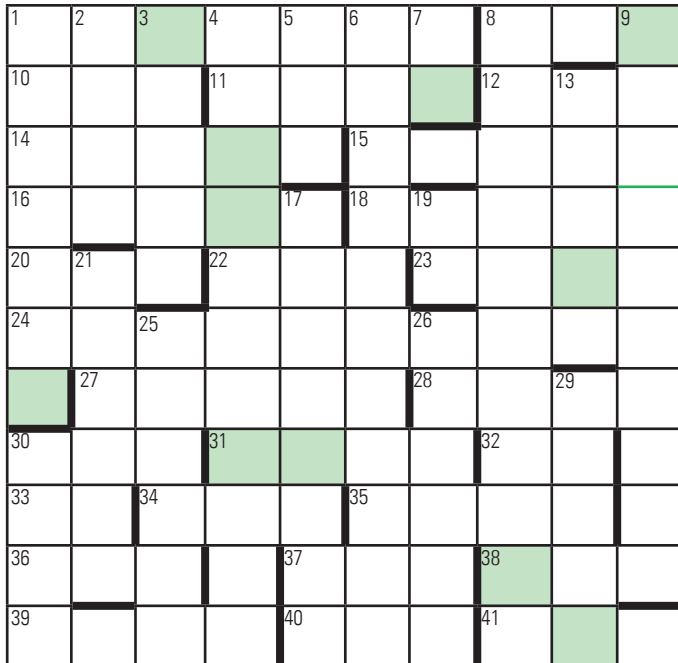
senkrecht

- 1 Dicke des Stapels, z.B. auf dem Canapé
- 2 bedeutender Komponist des 20. Jh. (Vorname)
- 3 hoher Staatsmann
- 4 wie heute die Geburt Jesu sich zeigt
- 5 Sind die Mittel zu knapp für die Heimreise, so versuch's mal kurz per ...
- 6 häufige Wetterlage im Dezember
- 7 periodische Publikation der Zürcher Studentenschaft
- 8 eine der Plagen: wenn es nicht gelingt, den roten Teufel zum Diener zu machen
- 9 Das Kleidchen wird da und dort am 25. hervorgeholt.
- 13 Ob Herr Mueller wohl mit seinem abwegig geschriebenen Vornamen mehr Aufmerksamkeit findet?
- 17 ist im Dezember ohne Ende in Frankreich unterwegs
- 19 Initialen eines Hoffnungsträgers
- 21 in dieser Zeit der Freuden – aber anderwärts überwiegt ...
- 25 tiefschürfendes Ungetüm
- 26 Jizchaaks Sohn (Üs. Buber)
- 29 hat ihr ganzes Leben mit Hab und Gut dem Dienst verschrieben
- 30 verspricht in diesen kalten Tagen von innen her zu wärmen
- 35 pour passer von einem Tal ins andre

waagrecht

- 39 sichert nach dem Schmaus die Taille
- 40 Produktionsstätte für Käse
- 41 und zum Schluss: Edgar Euels Kolumnen

Auch des Mondes Licht ...



Lösungswort: Fokus vor Weihnachten.

Wer das Lösungswort einsendet, nimmt an der Verlosung des Bändchens *Vo naachem u vo wytem* von Barbara Traber teil: www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch oder Post: VSD, Postfach 111, 8460 Marthalen

Des Rätsels Lösung 2/13 To be or not to be

waagrecht

1 MITTEILUNG 10 THAI 12 IRINA 13 AUSWEICHEN 14 URSI 15 RSH (FährSHeim / R-S-Hochschule)
16 UHU 17 STELLE 20 THE 21 EINRAD 22 MURG 23 GARCIA (Lorca) 26 (ing.) AGR 27 SPOT (Spott) 28
ROMEO 29 ENO (English National Opera) 30 HORS 31 MHS 32 RP 33 PRAESENS

senkrecht

2 TASSEN 3 TIWI 4 EIER 5 IRIS 6 LICHT (fiat lux) 7 UNH (Unhold) 8 NAEHERGEHN 9 GENUG GROSS
10 TAUSENDER 11 HURTIG 16 UHU (der Leim) 18 LACTO 19 EDI – IDE (fast eine Idee) 22 MAOS 14
APOP 15 ROHR (eigentlich Röörl) 26 AMME 27 SN (Schaffhauser Nachrichten) 28 RRE

Lösungswort: UNSERIOES?

5 Jahre – 15 Hefte SCHWEIZERDEUTSCH

rs. Seit den 1950er Jahren sind Mitteilungsblätter des Bundes Schwyzertütsch/Vereins Schweizerdeutsch erschienen, zuerst als Sonderseiten oder -beilagen der Zeitschrift «Heimatschutz», dann als eigenständige Publikationen: «Schweizerdeutsch. Mitteilungsblatt», «MUNDART. Forum des Vereins Schweizerdeutsch», seit 2009 als «SCHWEIZERDEUTSCH. Zeitschrift für Sprache in der deutschen Schweiz». Von 2009 bis 2013 habe ich 15 Hefte redigieren und gestalten dürfen, begleitet von der Konzeptgruppe aus dem Vorstand, tatkräftig unterstützt von den Beiträgerinnen und Beiträgern und ganz besonders von VSD-Präsident Alfred Vogel als Mutmacher, Autor, Gegenleser und Korrektor, Verfasser der Kreuzworträtsel und Freund von *edgar euel*. Guido Widmer hat das Layout entwickelt, Harry Gehrig von der Druckerei W. Haderer die Druckvorlagen bereinigt, Thomas Marti die Administration besorgt und zusammen mit den Zweigvereinen den Versand übernommen. Ihnen allen danke ich herzlich, auch im Namen unserer Leserinnen und Leser, die mit ihren Reaktionen und Anregungen das Ihre zu diesen Heften beigetragen haben.

Kann man Dialekte pflegen? Walter Haas hat es in seinem Vortrag gesagt: «Rädchen sein ist auch das höchste, was sich Sprachfreunde erhoffen können». Wo ein Rädchen nicht mehr greift, beginnt ein anderes zu treiben. Ein Blick in die Programme der Radiosendung *Schnabelweid* zeigt, dass es in unseren Heften kaum ein Thema gab, das nicht auch Gegenstand einer Sendung gewesen wäre. Das Neue Urner Mundartwörterbuch, *I bi meh aus eine* von Pedro Lenz oder Roger Perrets Lyrik-Anthologie sind gleich drei Beispiele aus dieser Nummer. Achim Parterres Krimi *Tschüss zäme* war Gegenstand der Sommer-Sendereihe 2013 – für unser Heft war ein Vergleich mit Viktor Schobingers *Züri-Krimis* geplant.

Dafür blieb jetzt kein Platz mehr. Auch nicht für den angekündigten Beitrag über die Wegleitung *Sprechen am Mikrofon bei Schweizer Radio DRS* oder den Vergleich der Mundarten in den Wettersendungen verschiedener TV-Kanäle oder die Sprachgestaltung des Fernseh-Kulturplatzes oder die Besprechung der Geschichte von *Dreissig Jahren Lokalradio in der Schweiz* (herausgegeben von Walter Rüegg und Roger Thiriet im Christoph Merian Verlag) mit den Hinweisen auf die Bedeutung der Mundart in dieser bewegten neuen Radioszene.

Angeboten hätte sich auch ein Vergleich zwischen den *Sprachpillen* von Otto von Greyerz (1938), den *Dialäktbrosme* von Radio DRS aus den 1970er Jahren, den *DIALEKTisch*-Glossen des Tages-Anzeigers und

der Radio DRS *Mailbox* von Christian Schmid oder zwischen den Zeitdokument-Sendereien *Sturmzyt* von Erwin Heimann (1964) und *Die Schweizer* im Programm des Fernsehens SRF 1 vor einem Monat.

Das immer reichere Feld der Mundartliteratur wäre in der nächsten Nummer durch eine Würdigung des badischen Autors Markus Manfred Jung erweitert worden.

Vorgesehen war auch ein Beitrag über die Mundartfassung des *Swatch-Jahresberichts* und die Nummer des *Blick am Abig. Hütt uf Dialäkt* vom 29. Mai 2013 – mit dem Schreiben und Lesen von Mundart setzt sich nächstens auch Marina Rumjanzewa an einem Vortragsabend der Gruppe Zürich des Vereins Schweizerdeutsch auseinander.

SCHWEIZERDEUTSCH «beobachtete und hinterfragte das Sprachleben der deutschen Schweiz». Wenn wir jetzt aufhören, werden Andere in anderer Form weiter beobachten und fragen, *Bern ist überall* zum Beispiel (eine CD ist eben im Verlag *Der gesunde Menschenversand* erschienen), oder der Sprachkünstler Simon Chen, der gestern Abend in der *DRS-Schnabelweid* über die Poetry-Slam-Szene und seine eigenen Projekte sprach.

So kann ich heute getrost und guter Dinge das Gut-zum-Druck für die letzte Nummer von **SCHWEIZERDEUTSCH** geben.

Ruedi Schwarzenbach, Redaktor
am 13. Dezember 2013

ADRESSEN

VEREIN SCHWEIZERDEUTSCH (VSD)

Präsident: Alfred Vogel
Postfach 111, 8460 Marthalen
052 319 21 79
av@alfredvogel.ch
www.ch-dt.ch

Bärdütsch-Verein

Präsident: Prof. Dr. Hans Ruef
Lediweg 16, 3854 Oberried am Brienzersee
033 849 16 84
www.baernduetsch-verein.ch

Verein Schweizerdeutsch – Gruppe Zürich

Präsident: Dr. Heinz Gallmann
General-Wille-Strasse 288
8706 Meilen
044 793 24 54
hgallmann@quickmail.ch
www.spraach.ch

Verein Schweizerdeutsch – Gruppe Zugerland

Präsident: Dr. Beat Dittli
Fuchsloch 10, 6317 Oberwil bei Zug
041 710 32 47
beat.dittli@bluewin.ch

SPRACHSTELLE

Auskunft und Beratung zu allen die schweizerdeutschen Dialekte betreffenden Fragen erhalten Sie von unserer Sprachstelle:
Dr. Alfred und Renate Egli
Untere Heslibachstrasse 1, 8700 Küsnacht ZH
044 910 73 78
alfred.egli.wildi@gmail.com Bitte geben Sie auch bei einer Anfrage per Mail Ihre vollständige Adresse an.

ZÜRICHDEUTSCHKURSE

für Personen mit guten bis sehr guten Deutschkenntnissen, welche Schweizerdeutsch (besser) verstehen und auch selbst sprechen lernen möchten.

Kurse Herbst/Winter 2013/2014: 1.10.2013–24.02.2014
Unterricht montags 18.30 - 20.00 Uhr (2 Lektionen à 45 Minuten),
15 Kursabende. Unterrichtet wird an der Kantonsschule Hottingen,
Zürich, Minervastrasse 14, Zimmer 6 und 211.

Auskunft und Anmeldung: www.spraach.ch
oder Dr. Alfred Egli, Küsnacht, 044 910 73 78
Lehrmittel: Renate Egli-Wildi, Züritütsch versta, Züritütsch rede
Veranstalter: Verein Schweizerdeutsch, Gruppe Zürich

VERANSTALTUNGEN

VEREIN SCHWEIZERDEUTSCH (VSD)

AUSSERORDENTLICHE GENERALVERSAMMLUNG

Samstag, 15. März 2014, 17 Uhr
im Lavatersaal, Kirchgemeindehaus St. Peter
St. Peterhofstatt 6, 8001 Zürich

VSD GRUPPE ZÜRICH

VORTRÄGE

im Lavatersaal, Kirchgemeindehaus St. Peter
St. Peterhofstatt 6, 8001 Zürich

Mittwoch, 18. Dezember 2013, 14.30 Uhr

Alfred Vogel liest aus seinen zürichdeutschen Hexameter-Geschichten

Mittwoch, 15. Januar 2014, 18.15 Uhr

Von der Bleiletter zum Pixel. Buchdruck über fünf Jahrhunderte

Dieter Mändli, Kuhn-Druck AG, Neuhausen

10. Februar 2014, 18.15 Uhr

Verschriftlichung der Mundart

Marina Rumjanzewa, Zürich

15. März 2014, 14.30 Uhr

76. Jahressbott

Im Anschluss an den statutarischen Teil:

«Der 10. Mai»

Vorstellung der DVD durch Andreas Schumacher

Im Anschluss an das Jahressbott findet um 17 Uhr am gleichen Ort die
Ausserordentliche Generalversammlung des VSD statt.
Die Einladung dazu findet sich auf Seite 1 dieses Heftes.

**MIT DIESER NUMMER ERSCHEINT DIE ZEITSCHRIFT
ZUM LETZTEN MAL**

**Die bisherigen Ausgaben finden sich im Archiv der
Mitteilungsblätter des Vereins Schweizerdeutsch
www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch oder www.ch-dt.ch**